

Studienreise

Marmarosch, Moldauklöster und Siebenbürgen

Welterbe in den Karpaten

12. bis 19. Juli 2025



Wien – Sighet/Sighetu Marmației – Oberwischau/Vișeu de Sus – Moldovița – Gura Humorului – Moldovița – Sucevița – Humor – Voroneț – Nationalpark Calimani – Bistritz/Bistrița – Posmus/Paßbusch – Mönchsdorf/Herina – Klausenburg/Cluj-Napoca/Kolozsvár – Sâncraiu – Zimbor – Wien

Reiseprogramm

Karten

Texte

Wenn die Toaka ruft	1
Die Securitate ist noch im Dienst	5
Czernowitz heute und das Kulturerbe	15
Vasiles Reich – Auf dem Judenfriedhof von Suceava	17
Siebenbürgen	23
Evakuierung der „Volksdeutschen“	25
Rumänisch: Alphabet und Aussprache	29
Begriffe	30

Reiseprogramm

1. Wien – Dorf Breb (12.7.)

Früh am Morgen geht es los. Durch die ungarische Puszta geht es zügig nach Rumänien. Unser erstes Ziel ist das Dorf Breb in der historischen Region Marmarosch mit ihrer historischen Hauptstadt Sighet/Sighetu Marmației. Nächtigung in einer Pension für zwei Nächte. Abendessen im Dorf.

Pension Maramu

2. Oberwischau – Sighet (Memorial) (13.7.)

Wir starten früh und fahren direkt nach Oberwischau/Vișeu de Sus, wo Europas letzte aktive dampfbetriebene Waldbahn abfährt – und das mit uns an Bord. In den folgenden vier Stunden werden wir eine besondere Fahrt tief hinein in das Wassertal erleben. Zu Mittag wird gegrillt, zudem besteht die Möglichkeit für eine kleine Wanderung.

Am Nachmittag geht es zurück nach Sighet. Hier werden wir ein zeithistorisch besonders interessantes Museum besichtigen. Es handelt sich um das Memorial „Denkmal der antikommunistischen Resistenz“, ein nach 1990 umgebautes Gefängnisgebäude, in dem nach 1948 bedeutende politische und kirchliche Persönlichkeiten der Zwischenkriegszeit unter unmenschlichen Bedingungen ihre letzten Lebensjahre verbringen mussten.

Abendessen auf dem Bauernhof in gastfreundlicher Atmosphäre.

3. Sighet (Synagoge) – Moldovița – Gura Humorului (14.7.)

Am Vormittag steht ein weiterer wichtiger Aspekt Sighets und der ganzen Region auf dem Programm: die jüdische Gemeinde. Sighet war vor dem Zweiten Weltkrieg ein bedeutendes Zentrum des mitteleuropäischen Judentums. Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel ist hier zur Welt gekommen. Wir werden die Synagoge besichtigen und uns mit einem Vertreter der Gemeinde treffen.

Die Reise führt uns anschließend durch eines der urigsten Täler der Marmarosch, das Iza-Tal (Valea Izei), wo wir die traditionelle Holzbaukultur der Region entdecken werden. Tore, Häuser und über 300 Jahre alte Holzkirchen haben hier die brutale Modernisierung der letzten Jahrzehnte überlebt. Einige der Kirchen – von ihnen werden wir auch eine näher ansehen – zählen zum UNESCO-Weltkulturerbe.

Am Nachmittag geht es über die Berge in die Bukowina, ein Region von besonderer Schönheit, mit gastfreundlichen Menschen und einem jahrhundertalten Kulturerbe. Die Südbukowina ist vor allem für die Außenwandmalereien ihrer Klosterkirchen berühmt, die ebenfalls in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes aufgenommen wurden. Unser erster Ziel wird das Kloster Moldovița sein, wo wir eine Einführung in die orthodoxe Kirchenmalerei des 16. Jahrhunderts bekommen.

Am Abend geht es zu unseren Quartier, wo wir die nächsten zwei Nächte verbringen werden. Das Abendessen wird auch etwas Besonderes sein – in der Bukowina gibt es die wahrscheinlich beste Küche des Landes...

Popas Turistic BUCOVINA

4. Moldauklöster (15.7.)

Heute geht die Reise in der Welt der Moldauklöster weiter. Wir schauen uns Sucevița (mit einer einmaligen Darstellung der Jakobsleiter), Humor (das ruhigste und bescheidenste) und Voroneț (mit einer weiteren Darstellung der Himmelsleiter im berühmten „Voroneț-Blau“) an. Unter anderem treffen wir heute eine Huzulin, die die traditionelle Kunst des Eiermalerei pflegt. Sie wird uns in ihre Werkstatt einladen und uns ihr Handwerk zeigen.

5. Gura Humorului – Bistrița (16.7.)

Nach dem Frühstück geht es zurück über die Ostkarpaten Richtung Siebenbürgen. Im Nationalpark Calimani besuchen wir eine Informationsstelle, wo wir einiges über die laufenden Projekte und über die bestehenden Herausforderungen hören, die beim Erhalt des Weltnaturerbes bestehen. Am einstigen Luftkurort Vatra Dornei vorbei fahren wir bis Bistritz/Bistrița.

Nach einer kurzen Erfrischungspause werden wir die schöne, von Siebenbürger Sachsen gegründete Stadt näher kennenlernen. Wir treffen uns außerdem mit der Leiterin des „Petrus Italus Trust“, eine Stiftung, die sich um den Erhalt des siebenbürgischen Kulturgutes bemüht.

Am Abend werden wir in dörflicher Atmosphäre einiges über den nordsiebenbürgischen Weinbau erfahren – in Theorie und (Kost)Praxis...

Grand Hotel Coroana

6. Bistritz – Posmus – Herina/Monchsdorf – Sâncraiu (17.7.)

Wir verabschieden uns von Bistritz und fahren weiter durch die siebenbürgische Hügellandschaft. Unser erstes Tagesziel ist Posmus. Hier befindet sich ein besonders interessantes Schloss unter den vielen Palais und Gutshäusern, die es in Siebenbürgen gibt. Die berühmte ungarische Adelsfamilie Teleki hatte es einst als Sommerresidenz erbauen lassen und lebte hier bis in die 1950er-Jahre. Nach der brutalen Enteignung schien das Ensemble dasselbe tragische Schicksal des Verfalls zu erleiden, wie es viele Kulturgüter im Kommunismus und teilweise auch danach zuteilwurde. Jedoch wurde Schloss Teleki gerettet und saniert. Was hinter dieser Geschichte steckt, werden wir vor Ort erfahren.

Weiter geht es nach Herina/Mönchsdorf, um eine der ältesten und besterhaltenen romanischen Kirchen der Region zu besichtigen. Bis zum Zweiten Weltkrieg diente sie als Dorfkirche für die evangelische, siebenbürgisch-sächsische Gemeinde. Die Basilika wurde vor wenigen Jahren mithilfe von EU-Förderungen restauriert.

Am Nachmittag geht es weiter ins Dorf Sâncraiu (auf Ungarisch Kalotaszentkirály) in der Calata/Kalotaszeg-Gegend. Es wird von einer alteingesessenen, vorwiegend ungarischen Gemeinde bewohnt. Hier werden wir für zwei Nächte in Pensionen übernachten. Am Abend gibt es das für die Region typische Wasserbüffelgulasch.

Pensionen in Sâncraiu

7. Klausenburg/Cluj – Zimbor (18.7.)

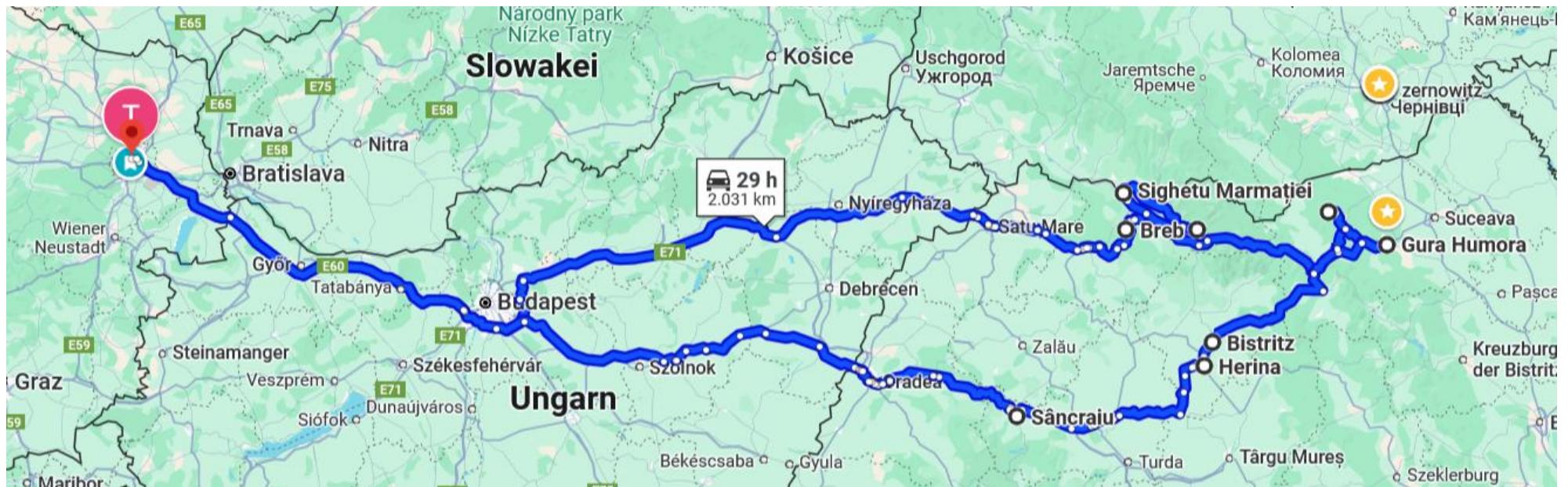
Den heutigen Tag widmen wir uns zuerst Klausenburg. Es handelt sich um die größte Studentenstadt des Landes. Stadtführung mit Prof. Dr. Edit Szegedi. Wir sehen unter anderem die neu restaurierte und von der EU-Kommission mit dem Europa Nostra Preis prämierte römisch-katholische St. Michaelskirche, das Universitätsgebäude und das Geburtshaus von König Matthias Corvinus.

Am Nachmittag besuchen wir die Österreich-Bibliothek und hören von der Leiterin, der Germanistin Dr. Laura Laza, auch etwa über den ehem. rumänischen Geheimdienst Securitate. Anschließend wird uns Dr. Paul-Jürgen Porr, der Vorsitzende des Demokratische Forums der Deutschen in Rumänien für ein Hintergrundgespräch zur Verfügung stehen.

Gegen Abend fahren wir wieder ins Ländliche: Im Dorf Zimbor gibt es zum Abschluss unserer Reise rumänische Spezialitäten zu verkosten.

8. Sâncraiu – Wien (19.7.)

Rückfahrt bis Wien.



Österreichisch-ungarische Monarchie und die Schweiz, Staatenkarte.

H. Lange, Volksschul-Atlas.



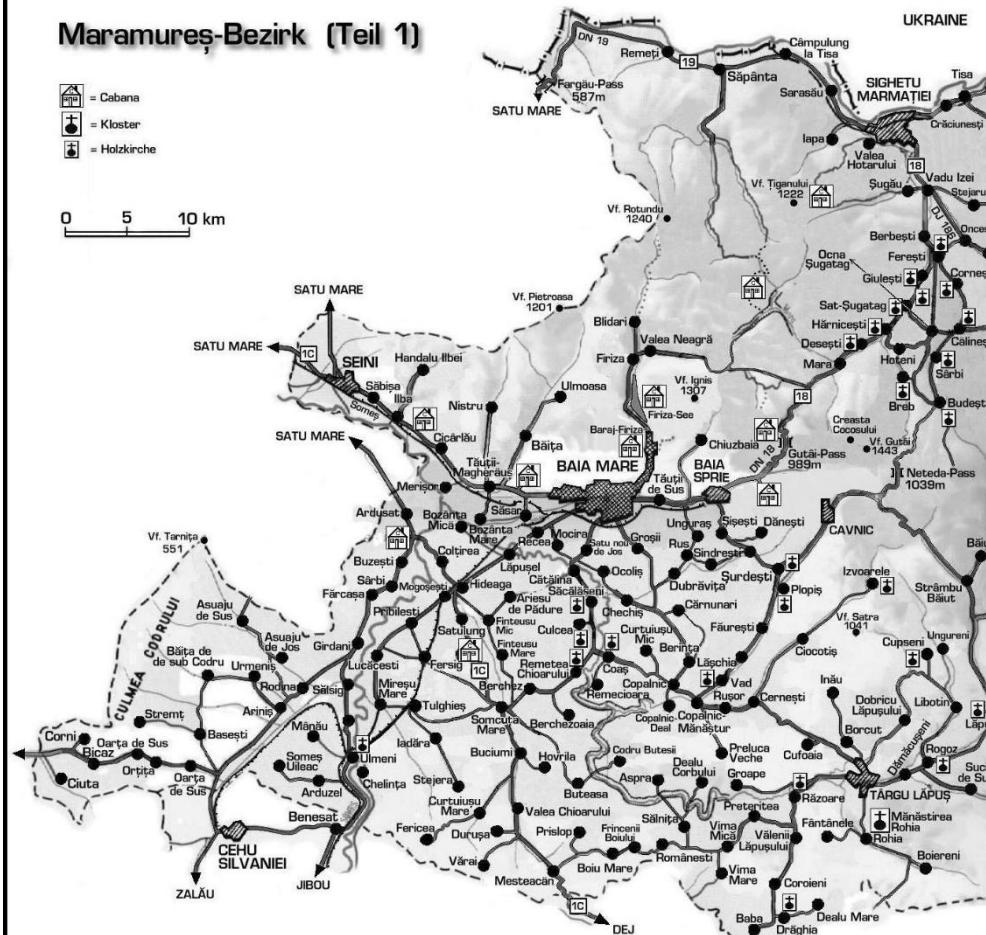
Rumänien



Maramureş-Bezirk (Teil 1)

- = Cabana
- = Kloster
- = Holzkirche

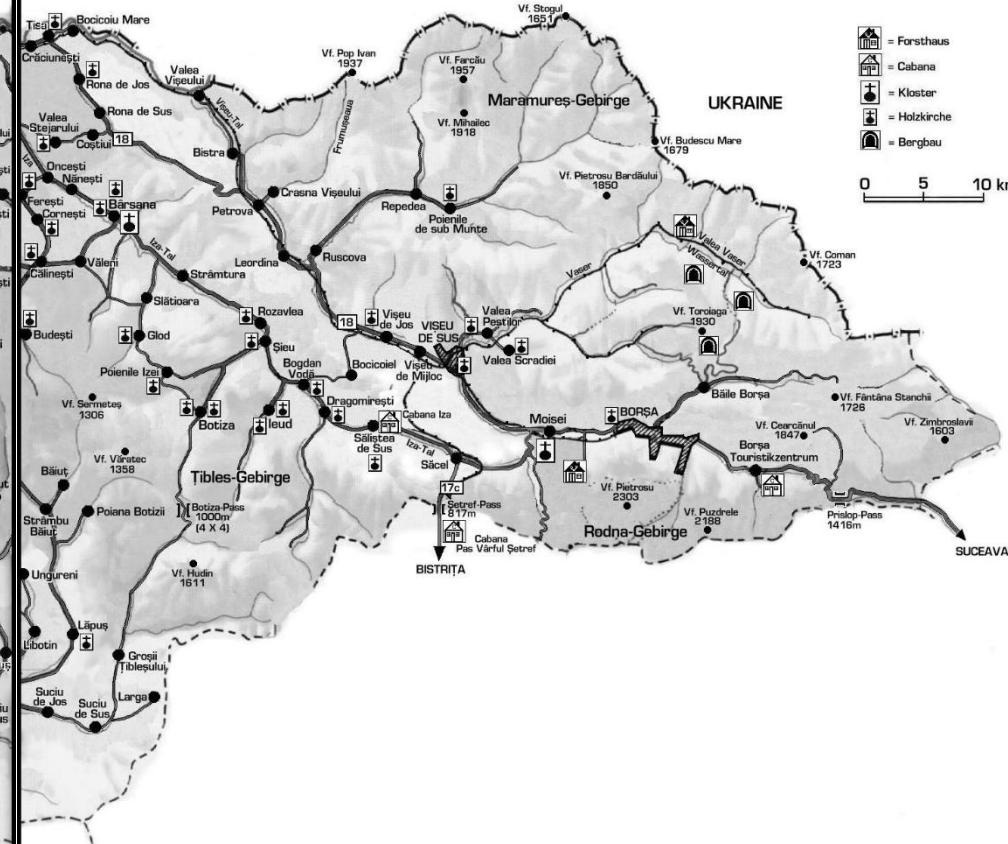
0 5 10 km



Maramureş-Bezirk (Teil 2)

- = Forsthaus
- = Cabana
- = Kloster
- = Holzkirche
- = Bergbau

0 5 10 km

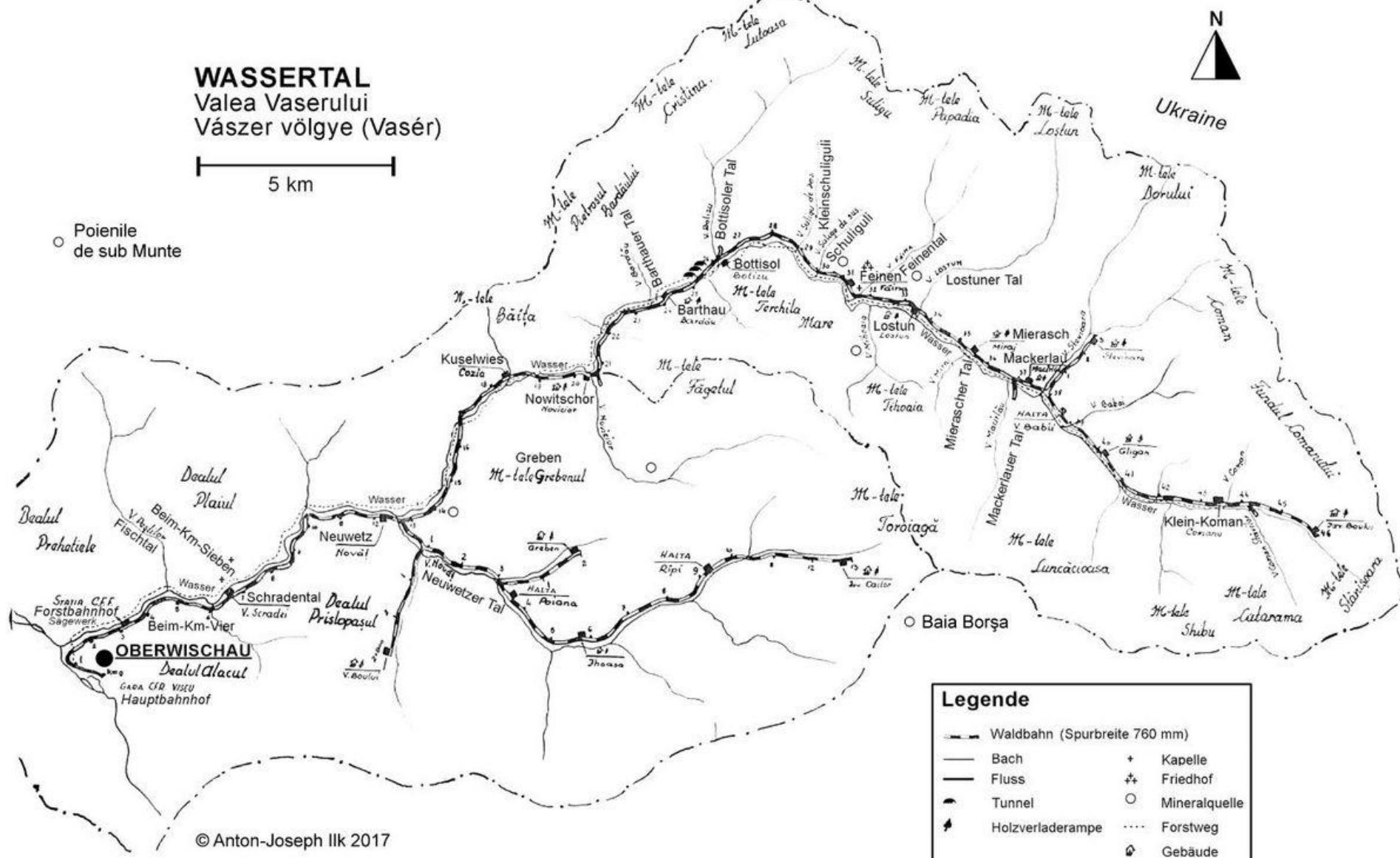


WASSERTAL

Valea Vaserului
Vászer völgye (Vasér)

5 km

Poienile
de sub Munte

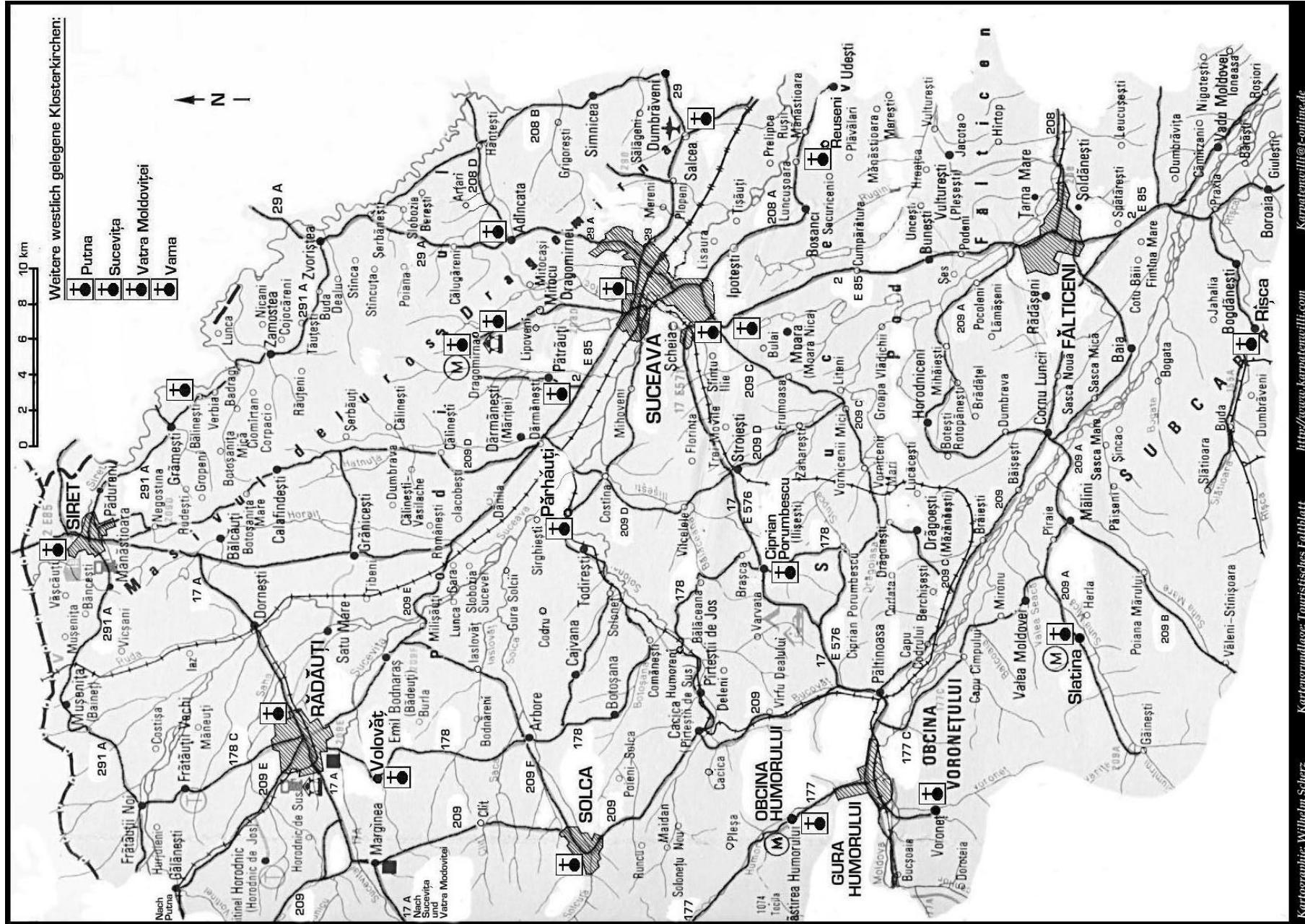


© Anton-Joseph Ilk 2017

Legende

Waldbahn (Spurbreite 760 mm)
Bach
Fluss
Tunnel
Holzverladerampe
Kapelle
Friedhof
Mineralquelle
Forstweg
Gebäude

Die Südbukowina



Kartographie: Wilhelm Scherz

Kartengrundlage: Touristisches Faltblatt

Karpatenwilli@t-online.de

<http://www.karpatenwilli.com>

BUcovina

DUPĂ 28 IUNIE 1940

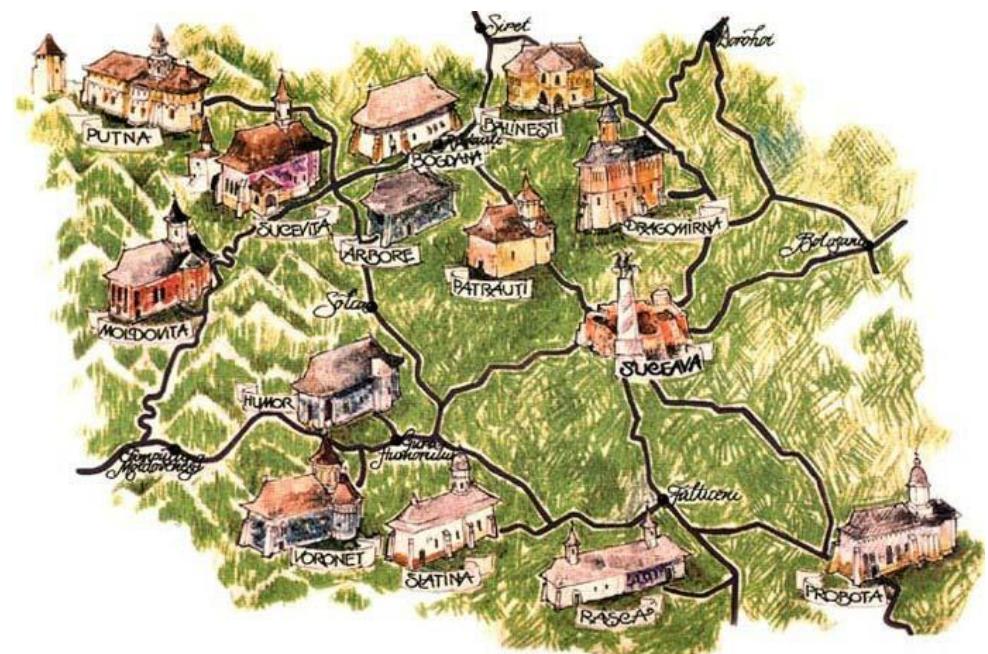
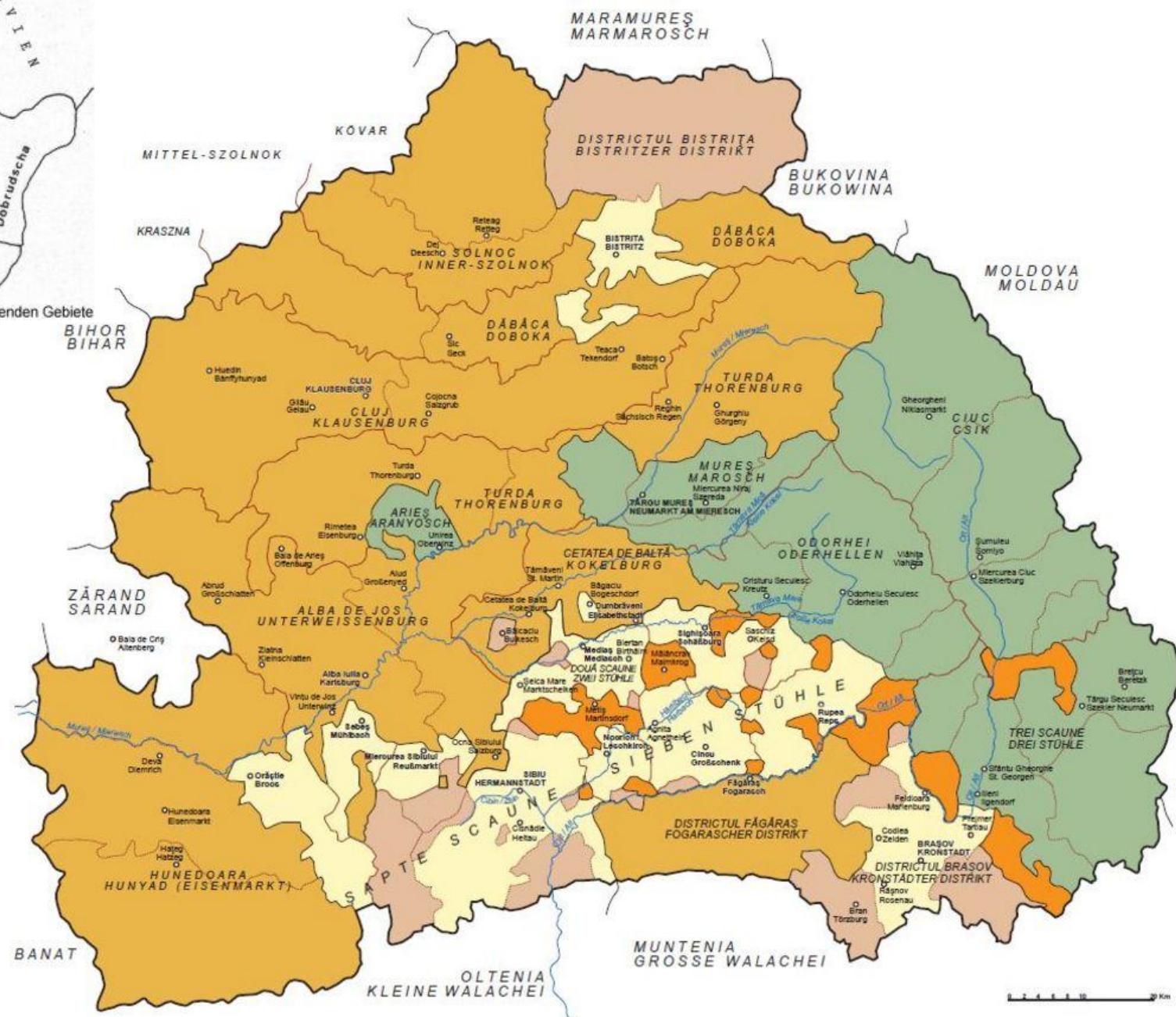




Abb.1 Siebenbürgen und die angrenzenden Gebiete



Rumänien 1940–1943



Wenn die Toaka ruft

Die Huzulen – Ein vergessenes Volk in den Karpaten

Dr. Claus Stephani

Erschienen in: Neue Zürcher Zeitung (Zürich), Nr. 280, 2.12.2002, S. 26.

Am Rande der östlichen Waldkarpaten, im rumänischen Teil der Bukowina, gibt es einen Ort, den kaum jemand kennt, Lucina (Lutschina), obwohl diese kleine Siedlung von Hirten und Bergbauern, mit weit verstreuten Weilern, bereits auf österreichischen Landkarten des 19. Jahrhunderts zu finden ist. Als die Bukowina, das Buchenland, noch zum riesigen Reich der habsburgischen k.u.k.-Monarchie gehörte, befand sich hier ein berühmtes Gestütt, es waren die Karpaten- oder Huzulenponys, die in Lutschina gezüchtet wurden.

Damals führte auch ein Weg hinauf nach Lutschina, man konnte aus dem Tal der Goldenen Bistritz mit einem Pferdewagen hinfahren. Die Kutscher und Fuhrleute waren meist Juden, sie trugen hohe Stiefel, schwarze Fellwesten, Schiffermützen und hatten lange Bärte, wie man auf alten Fotos sehen kann. Der Weg aber wurde in den letzten Jahrzehnten immer wieder von einem Bach, dem Kirlibaba, überschwemmt, und heute kann man nach Lutschina am besten zu Fuß wandern, wie die Bergbauern und Hirten. Es ist ein vergessenes Dorf in den Karpaten, wo man meint, die Zeit sei stehen geblieben. Die Menschen aber haben sich in ihrer Einsamkeit eingerichtet: sie leben demütig dahin, so, wie einst, wie vor hundert Jahren, wie immer: „Was Gott uns schenkt, das reicht uns.“

Bei Lutschina gibt es eine alte Brücke, die über einen Gebirgsbach führt. Es heißt, dass sie, bevor die Menschen herzogen, von den Karlyky, den hünenhaften Wesen erbaut wurde. Hier, erzählt die Sage, versammeln sich einmal im Jahr die Sperlinge aus allen Himmelsrichtungen. Das geschieht dann, wenn die Huzulen in den vielen kleinen Weilern und Bergdörfern den St. Skoupnik-Tag feiern. An diesem Tag, so die Überlieferung, erscheint jedes Mal auch der Teufel mit einem riesigen Scheppa, einem Holzmaß, in das er alle Sperlinge hineinwirft, um zu sehen, wie viele Vögel dieser Art es noch gibt. Dann behält er einen Teil für sich, und die anderen lässt er wieder fliegen.

Jene Gegend im Nordosten Rumäniens, die wiederum heute in der Südbukowina liegt, in einem Gebiet, das 855 qkm umfasst – denn die Nordbukowina mit der alten Hauptstadt Czernowitz (rum. Cernauti, ukr. Cernivci) gehört seit der Abtretung 1940, zur Ukraine –, jene vergessene Grenzlandschaft mit dunklen Wäldern und geheimnisvollen Tälern, von Lutschina bis zu den Obtschina-Gebirgen, heißt bei den dort siedelnden Bergbauern Huzulschtschyna: das Land der Huzulen, etwa 150 qkm groß. Benannt wurde es nach einem Volksstamm, der einen archaisch klingenden, ukrainischen Dialekt spricht und bei statistischen Zählungen meist zusammen mit den Ruthenen genannt wird, die jedoch jenseits der Gebirge, in der weiter westlich gelegenen Maramuresch (Marmatiens) leben.

Fährt man mit dem „Accelerat“ von Bukarest nach Suceava (Suczawa) – Hauptstadt der Südbukowina, mit heute 76.527 Einwohnern –, hält der Zug eine Minute lang in Pojorita, einem Dorf, das an drei Gebirgsflüssen liegt: Moldova, Giomalau und Putna. Wo die Landschaft sich zu den hohen Gebirgen hin öffnet, weil diese, sagt man, den tiefen Himmel stützen, ein Himmel, der immer nahe ist, auf den weiten Wiesen bei Pojorita soll einst das Paradies gewesen sein. So jedenfalls erzählen die alten Bergbauern. An jene Zeit erinnern

heute noch zwei Berge: Adam und Eva. Fragt man, welcher von den beiden der Adam und welcher die Eva sei, bekommt man zur Antwort: „Leicht zu erkennen. Der größere, mit dem steilen Felsen ist der Adam, der kleinere, mit den lieblichen Auen, ist die Eva.“

Pojarîta hieß einst auf deutsch Poschoritta, als hier, vor 1940, außer Rumänen und Huzulen auch Deutsche, sogenannte Zipser, meist Bergleute, und einige jüdische Familien lebten. Weiter östlich siedelten auch andere Ethnien, wie die Philipponen oder Lippowaner, russische „Altgläubige“, und die Karaimen (Karäer), eine jüdische Sekte, angeblich Nachkommen der turksprachigen Chasaren, die einst im 8. Jh. zum Judentum übergetreten waren. Die letzten Deutschen wanderten im Sommer 1990 nach Deutschland aus, die letzten Juden, jene die den Holocaust, die Deportationen in die rumänischen Todeslager überlebt hatten, waren bereits im Zuge der Alija, zu Beginn der fünfziger Jahre nach Israel ausgewandert. An diese beiden Volksgruppen erinnern heute nur noch die zugewachsenen Friedhöfe – der „Ort der Ruhe“ und der „Gute Ort“. Auf beiden findet man Namen und Inschriften in deutscher Sprache und gotischer Fraktur, auf dem einen aber gibt es auch einige alte, gebeugte Steine mit hebräischen Schriftzeichen und Symbolen. Sie stehen stumm da, als würden sie mit geschlossenen Augen dem eiligen Zirpen der Grillen lauschen.

„Wenn Sie draußen in der Welt vom Volk der Huzulen berichten wollen, dann müssen Sie Sagen erzählen, die Geschichten aus dem Volk, denn das Leben dieser Menschen besteht hauptsächlich aus Geschichten und Sagen, und niemand weiß so genau, ob sie wahr sind, aber erzählt werden sie immer wieder“, meint Grigore Hau, Rentner und Heimatkundler, der jeden Tag zweimal zum Zaun seines Gartens geht, um den Zügen nachzuschauen, die hier vorbeischauen und dann ein Kilometer weiter beim kleinen Bahnhof kurz anhalten. Warum er das tut? „Es geschieht ja sonst nichts bei uns, hier, am Ende der Welt, und manchmal winkt mir jemand, den ich aber nicht kenne, aus dem fahrenden Zug.“

Pojarîta liegt am Eingang eines gewundenen Tales, das aufwärts führt und immer wieder sein Gesicht verändert. Entlang der Moldova, des Moldauflusses, kommt man durch Orte, die Fundu Moldovei (Luisental), Pîrîul Cailor (Pferdgraben), Colacu, Botus (Botesch), Branistea, Breaza (Braaß) heißen, und seitwärts öffnet sich immer wieder die Sicht in einsame Täler, mit Weilern und kleinen Streusiedlungen, die auf keiner Karte verzeichnet sind. Bei Breaza, 19 km nördlich von Pojarîta, heißt es, beginnt die eigentliche Huzulschtschyna, das alte Huzulenland, ein Gebiet, das über die rumänische Grenze hinweg, von hier nur noch 22 km entfernt, bis in die ukrainische Nordbukowina reicht, bis in die Nähe von Kolomyja (Kolomea). In dieser Stadt im früheren Lodomerien, das ebenfalls Teil der k.u.k.-Monarchie war, lebten einst außer Ukrainern, auch Juden, Polen und einige deutsche Familien. Die Huzulschtschyna aber, insgesamt 18.000 qkm groß, grenzt dann weiter nördlich an die Bojkivschyna, an das Bojkenland, wo ein anderer slawischer Volksstamm siedelt – die Bojken.

Das Volk der Huzulen (rumänisch „hutani“), eine ethnische Minderheit, die sich gern als „eigenständige Nationalität“ bezeichnet, auch wenn die Statistiken das nicht immer wahrhaben wollen, beträgt, nach 1990 durchgeföhrten Zählungen rund 30.000. Bei der Zählung vom 21. 2. 1956 wurden 60.479 Einwohner als „Ukrainer, Ruthenen und Huzulen“ registriert. Diese Zahl hat sich inzwischen auf über 70.000 erhöht, wobei ukrainische und rumänische Politiker sie jeweils nach oben oder nach unten zu verändern versuchen. Die Hauptorte, wo rumänische Huzulen leben, sind Vatra-Moldovitza, Moldova-Sulitzia mit

Lucina (Lutschina), Izvoarele Sucevei, das schon nahe an der ukrainischen Grenze liegt, dann, entlang der Bahnlinie nach Radauti (Radautz), Ulma, Nisipitu, Paltin, Brodina, Falcau, Straja (Strascha), Vicovu de Sus (Oberwikow).

Hinzu kommen noch einige gemischtethnische Dörfer und Weiler an der Goldenen Bistritz, zwischen Iacobeni (Jakobeny) und Cîrlibaba Veche (Mariensee), wie Ciocanesti, Valea Stînei (Hüttenthal), Edu (Jed), und Tibau (Zibau), wo übrigens, 1911, der bekannte jiddische Dichter Kubi Wohl geboren wurde. Zu jener Zeit waren selbst kleine Orte wie dieser, mit huzulischen, rumänischen, jüdischen und zipserdeutschen Einwohnern, multikulturell geprägt, weshalb man auch die in vieler Hinsicht tolerante Bukowina gern als „Europa en miniture“ bezeichnet hat. Diese Verhältnisse änderten sich grundlegend nach dem letzten Weltkrieg, und im heutigen Verwaltungskreis Suceava, in der ehemaligen Südbukowina, die nun 8555 qkm umfaßt, kann man von insgesamt 486 Gemeinden und Dörfern rund 22 (mit dazugehörenden Weilern) als huzulische Siedlungen bezeichnen.

In Moldova-Sulitza, einer Großgemeinde mit 1230 Einwohnern, wo auch heute noch überlieferte Traditionen gepflegt werden, lebte bis vor zwei Jahrzehnten ein russisch-orthodoxer Priester, Michail Siniavski, der sich als Volkskundler einen Namen gemacht hat. Er forschte auch nach der Herkunft dieses Bergvolkes und vermerkte in seinen Aufzeichnungen in ukrainischer, rumänischer und deutscher Sprache, daß es sich bei den Huzulen um ein Turkvolk handelt, das sich einst, vermutlich nach der Völkerwanderung, hier in den tiefsten Karpaten niederließ, später dann von Mönchen und zugewanderten Popen christianisiert und dadurch slawisiert wurde. Andere Historiker meinen, daß ab dem 17. Jh. Teile der ukrainischen Gebirgsbevölkerung, darunter auch geflüchtete Fronbauern, nach Südosten, in die Bukowina abgewandert sind, um sich zuerst am Oberlauf des Tschernomor-Flusses und später weiter südlich anzusiedeln. Tatsache ist, daß es sich beim Huzulischen um ein ukrainisches Idiom, bzw. einen südgalizischen Dialekt mit knapp 20 Prozent polnischen, rumänischen und deutschen Lehnwörtern handelt.

Seit der politischen Wende, 1990, gibt es in Moldova-Sulitza, wie auch in einigen anderen größeren Siedlungen, wieder Unterricht in ukrainischer Sprache. Doch wenn die Jugendlichen dann eine Berufsschule oder das Gymnasium in der nächsten Stadt, Cîmpulung Moldovenesc (Moldauisch-Kimpolung), besuchen, wo heute nur rumänisch unterrichtet wird, entfernen sie sich immer mehr von ihrem Idiom, das dann später bestenfalls nur noch als Familiensprache erhalten bleibt. Ähnliche Probleme haben auch die weiter westlich, in der Maramuresch (Marmatien) siedelnden Ruthenen. Auch dort gibt es Schulen mit ukrainischer Unterrichtssprache, wie z.B. in Poienile de sub Munte (Reußenau) und Rona de Sus (Oberrohnen), doch in vielen, einst vorwiegend ukrainischen Ortschaften – mit wenigen jüdischen, deutschen, ungarischen, slowakischen und armenischen Einwohnern –, zwischen Sighetul Marmatiei (Sigeth) und Viseu de Sus (Oberwischau), wie Petrova, Ruscova, Bistra, Crasna (Kraßna-Wischau), Valea Viseului (Wischauthal), Leordina (Leordinen), wird heute meist rumänisch gesprochen, wobei die Rumänen oft ukrainische Nachnamen haben.

Doch in Sulitza, wie der Ort bei den Einheimischen heißt, ist die Welt in vieler Hinsicht noch „heil“, könnte man als Außenstehender meinen. Hier werden immer noch zu Ostern die berühmten huzulischen Pesanky, Hühner- und Gänseeier, kunstvoll bemalt, und die feinsinnigen geometrischen Muster geben oft den Rahmen zu miniaturhaften

Darstellungen vom auferstandenen Heiland, von Heiligen und ihren Wundern, von Tiergestalten aus der Volksmythologie. Und wenn an herbstlichen Sonntagen, vor der farbigen Kulisse der weiten Laubwälder – es ist die Bukowina, das Buchenland –, wenn an der alten Kirche die Toaka, das hell klingende Schlagbrett ruft, erscheinen die Frauen zum Kirchgang, wie immer in weißen, gestickten Blusen, mit bunt verzierten Pelzwesten, rotgestreiften Kopftüchern, mit Katrinze, den buntwolligen, zweiteiligen Schürzen, und am Hals tragen sie mehrere Reihen glitzernder Glasperlen, ebenso Ketten aus Münzen und kleinen Kreuzchen.

Zuerst aber betreten die Männer, in Stiefeln, schwarzen Filzhosen und Pelzjacken das Gotteshaus. Denn sie stehen vorne, im Naos, gegenüber dem Ikonostas, der Ikonenwand, und dahinter befindet sich, nicht sichtbar, der Altartisch. Die Frauen bleiben im Vorraum, dem Pronaos, der gleich nach dem Eingang beginnt. Diese Separierung hat einen guten Grund. Während des Gottesdienstes kann man die Frauen so nicht sehen, und diese wiederum erblicken nur die Rücken der Männer. auf diese Weise kommt niemand auf „abweigige Gedanken“, heißt es. Die natürliche Anmut und Schönheit huzulischer Mädchen und Frauen wurden immer schon von ukrainischen Dichtern, wie Jurij Osyp Fedkovyc und Ivan M. Valyhevyc, besungen, und da hat sich, das kann man sehen, bis heute nichts geändert.

Im Gespräch mit älteren Menschen merkt man dann bald, daß die großen Ereignisse jenseits der Berge ihren Alltag kaum berühren. Bukarest, die Landeshauptstadt, liegt weit weg, so weit, daß man hier im Jahr 2002 oft nicht weiß, wie der wieder gewählte Präsident heißt: „Iliescu? Den kennen wir nicht, ist vielleicht aus Kimpolung.“ „Er ist der Präsident des Landes.“ „Unser ‚Präsident‘ ist der Herr Pfarrer. Was er sagt, ist richtig.“ In manchen Wohnhäusern hängt auch heute noch in der Wohnstube das Bild Kaisers Franz Joseph – es hat alle Zeiten überlebt, zahllose Fliegen haben ihre Spuren hinterlassen, und so ist es still vergilbt. Darunter, in respektvollem Abstand, steht in steifer gotischer Handschrift der Name des Huzulen, der einst in Czernowitz oder sonst wo seinen k.k. Militärdienst abgeleistet hat. Neben dem Namen befindet sich ein kleines rundes Fenster, aus dem der Soldat von einem Foto herausschaut. Inzwischen aber hat sich die Welt draußen nach bald neunzig Jahren verändert.

Doch nicht nur der Präsident im fernen Bukarest ist hier eine unbekannte Größe, auch die Helden der sogenannten Revolution, die Helden von der Filmleinwand, die schönen Lieblinge der Fernsehfreunde, deren Bilder die neuen hauptstädtischen Illustrierten bevölkern, sie bedeuten hier nichts, und es scheint, als würde es sie gar nicht geben. Und das darum, weil oben in den abgelegenen Gehöften kaum jemand einen Fernseher besitzt. Das Weltgeschehen, sonstwo allabendlich frei Haus geliefert, hat noch nicht Eingang gefunden in die alten Koliben, die Holzkaten. Dort knistert abends das Feuer auf dem Pripetschik, dem Steinofen, und nachts ruft aus dem Wald der Huhuretz. Dieses phantastische vogelhafte Wesen spielt in der karpatischen Mythologie eine besondere Rolle, denn aus seinem pfeifenden Klagen deuten die Wahrsagerinnen, was die Zukunft bringen wird – Krankheit oder Tod, gute oder böse Zeiten.

Außerdem haben die Huzulen immer noch ihren eigenen und einzigen, „wirklich großen“ Helden, der zwischen 1810 und 1850 gelebt hat und dessen legendäre Taten in zahlreichen sagenhaften Überlieferungen lebendig geblieben sind. Es ist Dobusch, der edle Räuber und Heiduck, ein Mann aus dem Volk der Karpaten, der von den Reichen nahm – das waren

meist polnische Adlige, armenische oder jüdische Kaufleute – und den Armen gab. Die Armen aber waren die huzulischen Bergbewohner, und das sind sie eigentlich auch heute noch, denn in dieser Hinsicht hat sich hier ebenfalls wenig geändert.

Dobusch, an dessen schattenhafte Präsenz überall Höhlen, Felsen und Quellen erinnern, die seinen Namen tragen, er edle Heiduck hat inzwischen messianische Größe erreicht, denn einst, so der hoffnungsvolle Volksmund, wird er aus der „Oberen Welt“ zurückkehren, um die Reichen und Ungerechten zu richten – und das dürfte ihm nicht schwer fallen. Denn er allein, heißt es, besitzt eine wundersame göttliche Gabe: Er vermag schon auf den ersten Blick zu erkennen, ob „ein Hochgestellter“ eine Lüge spricht. Ein Glück also, daß Dobusch bei seiner Wiederkehr sich nur in den Karpaten aufhalten wird. Die Securitate ist noch im Dienst

Die Securitate ist noch im Dienst

Herta Müller

Die Zeit, 9.10.2009

Zwanzig Jahre nach der Hinrichtung Ceaușescus ist sein Geheimdienst weiter aktiv – nur unter neuem Namen. Die alten Akten werden manipuliert, die Beschattungen und Verleumdungen fortgesetzt. Die rumäniendeutsche Schriftstellerin Herta Müller berichtet erstmals über ihre Erfahrungen mit dem Terror

Jede Reise nach Rumänien ist für mich auch eine Reise in eine andere Zeit, in der ich von meinem eigenen Leben nie wusste, was ist Zufall und was ist inszeniert. Deshalb habe ich jedes Mal in allen öffentlichen Äußerungen die Einsicht in meine Akte gefordert, was mir mit wechselnden Gründen stets verweigert wurde. Stattdessen gab es aber jedes Mal Indizien, dass ich schon wieder, also immer noch beobachtet werde.

Im vergangenen Frühjahr war ich auf Einladung des New Europe College (NEC) in Bukarest. Am ersten Tag saß ich mit einer Journalistin und einem Fotografen in der Hotelhalle, als ein muskulöser Wachmann nach einer Genehmigung fragte und dem Fotografen die Kamera entreißen wollte. »Hier sind keine Fotos erlaubt, auch nicht von Personen«, tobte er. Am zweiten Abend war ich zum Essen verabredet. Wie telefonisch vereinbart, kam ein Freund mich um 18 Uhr vom Hotel abholen. Als er in die Straße des Hotels einbog, bemerkte er, dass ein Mann ihm folgte. Als er an der Rezeption bat, mich anzurufen, sagte die Rezeptionsdame, zuerst müsse er ein Besucherformular ausfüllen. Er erschrak, weil es so was nie gegeben hat, nicht einmal unter Ceaușescu.

Der Freund und ich gingen zum Restaurant. Immer wieder schlug er mir vor, die Straßenseite zu wechseln. Ich dachte mir nichts dabei. Erst am nächsten Tag erzählte er Andrei Pleșu, dem Direktor des NEC, vom Besucherformular und dass ein Mann ihm auf dem Weg zum Hotel und dann uns beiden bis zum Restaurant gefolgt sei. Andrei Pleșu war empört und schickte seine Sekretärin ins Hotel, um alle künftigen Buchungen zu

stornieren. Der Hotelmanager log, die Rezeptionsdame habe ihren allerersten Arbeitstag gehabt und sich falsch verhalten. Aber die Sekretärin kannte die Dame, seit Jahr und Tag stand sie an der Rezeption. Darauf sagte der Manager, der »Patron«, also der Hotelbesitzer, sei ein ehemaliger Securitate-Mann, den man leider nicht mehr ändern könne. Dann lächelte er und meinte, das NEC könne zwar hier die Buchungen stornieren, doch in den anderen Hotels dieser Kategorie sei es genauso. Der Unterschied sei nur, dass man es nicht wisse.

Ich zog aus. Von Nachstellungen habe ich danach nichts mehr gemerkt. Entweder hat sich der Geheimdienst zurückgezogen oder professionell gearbeitet, also unsichtbar.

Um zu wissen, dass man für 18 Uhr einen Beschatter braucht, musste man meine Telefonate auf dem Zimmer abgehört haben. Der Geheimdienst Ceaușescus, die Securitate, hat sich nicht aufgelöst, sondern nur umbenannt in SRI (Rumänischer Informationsdienst). Und dieser hat nach eigenen Angaben 40 Prozent des Personals der Securitate übernommen. Der wirkliche Prozentsatz ist wahrscheinlich noch größer. Und die restlichen 60 Prozent sind heute Rentner (mit dreimal höheren Renten als alle anderen) oder die neuen Macher der Marktwirtschaft. Außer Diplomat kann ein Exspitzel in Rumänien heute alles sein.

Wer Akteneinsicht forderte, ging selbst Freunden auf die Nerven

Die Öffnung der Geheimdienstakten hat die rumänischen Intellektuellen so wenig gekümmert wie all die zertrampelten Lebensläufe um sie herum, so wenig wie die Neuarrangements der Parteibonzen und Geheimdienstler. Wenn man wie ich all die Jahre öffentlich die Akteneinsicht forderte, ging man selbst den Freunden auf die Nerven. Auch aus diesem Grund lagen die Akten jahrelang statt bei der auf Drängen der EU im Jahr 1999 widerwillig gegründeten Aktenbehörde (mit dem zungenbrechenden Namen CNSAS) beim neuen-alten Geheimdienst. Der dirigierte die Akteneinsicht. Die Behörde musste Bittgesuche an ihn richten, die manchmal erhört, meist aber verweigert wurden, sogar mit der Begründung: An der beantragten Akte wird noch gearbeitet. 2004 war ich in Bukarest, um meinem wiederholten Gesuch nach Akteneinsicht Nachdruck zu verleihen. Ich wunderte mich, am Eingang der Behörde standen drei junge Damen in Neonglanzstrümpfen, Minikleidern mit tiefem Dekolleté, als käme man in ein Erotic-Center. Und zwischen den Damen stand ein Soldat mit dem Maschinengewehr um die Schulter, als käme man in eine Militärskaserne. Der Behördenchef ließ sich verleugnen, obwohl ich mit ihm verabredet war.

In diesem Frühjahr stieß eine Forschergruppe auf die Akten rumäniendeutscher Autoren der »Aktionsgruppe Banat«. Die Securitate hatte für jede Minderheit eine spezialisierte Abteilung. Für die Deutschen hieß sie »Deutsche Nationalisten und Faschisten«, die ungarische Sektion hieß »Ungarische Irredentisten«, die jüdische »Jüdische Nationalisten«. Allein rumänische Schriftsteller hatten die Ehre, von der Abteilung »Kunst und Kultur« beobachtet zu werden.

Plötzlich fand sich auch meine Akte unter dem Namen »Cristina«. Drei Bände, 914 Seiten. Am 8. März 1983 soll sie angelegt worden sein – sie enthält jedoch Dokumente aus Jahren davor. Grund für die Eröffnung der Akte: »Tendenziöse Verzerrungen der Realitäten im Land, insbesondere im dörflichen Milieu«, in meinem Buch *Niederungen*. Textanalysen von Spitzeln untermauern dies. Und dass ich zu einem »Zirkel deutschsprachiger Dichter« gehöre, der »bekannt ist für seine feindseligen Arbeiten«.

Die Akte ist ein Machwerk des SRI im Namen der alten Securitate. Zehn Jahre lang hatte er alle Zeit, um daran zu »arbeiten«. Frisieren kann man es nicht nennen, die Akte ist regelrecht entkernt.

Die drei Jahre Traktorenfabrik Tehnometal, in der ich Übersetzerin war, fehlen. Für die aus der DDR, Österreich und der Schweiz importierten Maschinen übersetzte ich die Beschreibungen. Zwei Jahre lang saß ich mit vier Buchhaltern im Büro. Sie berechneten die Gehälter der Arbeiter, ich wälzte meine dicken technischen Wörterbücher. Ich verstand nichts von hydraulischen oder nichthydraulischen Pressen, Hebeln oder Gewinden. Wenn das Wörterbuch drei, vier oder gar sieben Begriffe anbot, ging ich in die Halle und fragte die Arbeiter. Sie sagten mir das richtige rumänische Wort ohne Deutschkenntnis – sie kannten die Maschinen. Im dritten Jahr wurde ein »Protokollbüro« eingerichtet. Der Direktor versetzte mich dorthin zu zwei neu eingestellten Übersetzerinnen, eine für Französisch, eine für Englisch. Eine war die Frau eines Universitätsprofessors, von dem es schon zu meiner Studienzeit hieß, er sei ein Securist. Die andere war die Schwiegertochter des zweithöchsten Geheimdienstlers der Stadt. Den Schlüssel zum Aktenschrank hatten nur die beiden. Wenn ausländische Fachleute kamen, musste ich das Büro verlassen. Dann sollte ich offenbar für dieses Büro tauglich gemacht werden durch zwei Anwerbeversuche des Geheimdienstlers Stana. Nach der zweiten Verweigerung war der Abschiedsgruß: »Es wird dir noch leidtun, wir ersäufen dich im Fluss.«

Eines Morgens kam ich zur Arbeit, und meine Wörterbücher lagen vor der Bürotür auf dem Boden. Mein Platz gehörte einem Ingenieur, ich durfte das Büro nicht mehr betreten. Nach Hause gehen konnte ich nicht, man hätte mich sofort entlassen. Nun hatte ich keinen Tisch, keinen Stuhl. Zwei Tage lang saß ich trotzig die acht Stunden mit den Wörterbüchern auf einer Betontreppe zwischen dem Parterre und der ersten Etage, versuchte zu übersetzen, damit niemand sagen konnte, ich arbeite nicht. Die Büroleute gingen an mir vorbei, stumm. Meine Freundin Jenny, eine Ingenieurin, wusste, wie es so weit gekommen war. Jeden Tag auf dem Heimweg hatte ich ihr alle Vorkommnisse erzählt. Sie kam in der Mittagspause zu mir, setzte sich auf die Treppe. Wir aßen zusammen wie früher in meinem Büro. Im Hoflautsprecher sangen wie immer die Arbeiterchöre vom Glück des Volkes. Sie aß und weinte um mich, ich nicht. Ich musste ja durchhalten. Am dritten Tag installierte ich mich an Jennys Schreibtisch, sie machte mir eine Ecke frei. Auch am vierten. Es war ein Großraumbüro. Am fünften Morgen wartete sie vor der Tür auf mich: »Ich darf dich nicht mehr ins Büro lassen. Stell dir vor, meine Kollegen sagen, du bist ein Spitzel.« – »Wie ist das möglich?«, fragte ich. »Du weißt doch, wo wir leben«, meinte sie. Ich nahm meine Wörterbücher und setzte mich wieder auf die Treppe. Diesmal weinte auch ich. Als ich in die Halle kam, um nach einem Wort zu fragen, pfiffen Arbeiter hinter mir her und riefen: »Securistin!« Es war ein Hexenkessel. Wie viele Spizzel es wohl in Jennys Büro und in der Halle gegeben haben mag? Die Attacken waren per Anweisung nach unten gereicht worden, die Verleumdungen sollten mich zwingen, zu kündigen. Am Anfang dieser turbulenten Zeit starb mein Vater. Ich hatte mich nicht mehr im Griff, musste mich meines Vorhandenseins auf der Welt vergewissern. Ich fing an, mein bisheriges Leben aufzuschreiben – daraus entstanden die Kurzgeschichten *Niederungen*.

Dass ich nun als Spizzel galt, weil ich mich geweigert hatte, ein Spizzel zu werden, war schlimmer als der Anwerbungsversuch und die Todesdrohung. Dass ich eigens von denen verleumdet wurde, die ich schonte, indem ich mich weigerte, sie zu bespizzeln. Jenny und eine Handvoll Kollegen wussten, welches Spiel mit mir getrieben wurde. Alle anderen, die mich nur vom Sehen kannten, aber nicht. Wie hätte ich ihnen allen erklären sollen, was ablieft, wie das Gegenteil beweisen? Das war menschenunmöglich, und die Securitate

wusste das, und genau darum hat sie es mir angetan. Und sie wusste auch, dass mich diese Perfidie mehr kaputt macht als ihre Erpressung. Selbst an eine Todesdrohung gewöhnt man sich. Sie gehört zu diesem einen Leben, das man hat. Man trotzt der Angst bis tief in die Seele. Aber durch die Verleumdung wird einem die Seele geraubt. Man ist nur noch monströs umzingelt.

Wie lange dieser Zustand anhielt, weiß ich nicht mehr. Es schien mir endlos. Wahrscheinlich waren es nur Wochen. Schließlich wurde ich entlassen.

Über all das stehen in meiner Akte zwei Wörter, handschriftlich als Randnotiz auf einem Abhörprotokoll: Ich erzähle Jahre später zu Hause von dem Anwerbungsversuch in der Fabrik. An den Rand notiert der Oberstleutnant Padurariu: »Das stimmt.«

Jetzt kamen die Verhöre. Die Vorwürfe: dass ich keiner Arbeit nachgehe, dass ich von Prostitution, Schwarzhandel lebe, als »parasitäres Element«. Man nannte Namen, von denen ich nie im Leben gehört hatte. Und Spionage für den BND, weil ich mit einer Bibliothekarin des Goethe-Instituts und einer Dolmetscherin der deutschen Botschaft befreundet war. Stundenlang erfundene Vorwürfe. Aber nicht nur das. Man brauchte keine Vorladung, fischte mich einfach von der Straße ab. Ich war auf dem Weg zum Friseur und wurde von einem Polizisten durch eine schmale Blechtür ins Souterrain eines Studentenwohnheims gebracht. Drei Männer in Zivil saßen an einem Tisch. Ein kleiner knochiger war der Chef. Er verlangte meinen Ausweis, sagte: »Na, du Hure, sehen wir uns schon wieder.« Ich hatte ihn noch nie gesehen. Mit acht arabischen Studenten sollte ich Sex gehabt und mich mit Strumpfhosen und Kosmetika bezahlen lassen haben. Ich kannte keinen einzigen arabischen Studenten. Aber der Vernehmer meinte, als ich das sagte: »Wenn wir wollen, finden wir auch 20 Araber als Zeugen. Wirst sehen, es wird ein exzelter Prozess.« Ständig warf er meinen Ausweis zu Boden, ich musste mich bücken und ihn aufheben. An die 30 bis 40 Mal. Wenn ich langsamer wurde, trat er mir ins Kreuz. Hinter der Tür schrie eine Frauenstimme. Folter oder Vergewaltigung, hoffentlich nur ein Tonband, dachte ich. Dann musste ich acht hart gekochte Eier und grüne Zwiebeln mit Salz essen. Ich würgte das Zeug hinunter. Danach öffnete der Knochige die Blechtür, warf meinen Ausweis hinaus und trat mir in den Hintern. Ich fiel mit dem Gesicht ins Gras neben ein Gestüpp. Ich kotzte, ohne den Kopf zu heben. Ohne mich zu beeilen, nahm ich den Ausweis und ging wieder nach Hause. Das Abfischen von der Straße weg machte mehr Angst als eine Vorladung. Niemand wusste, wo man ist. Man hätte verschwinden, nie wiederauftauchen oder, wie damals angedroht, als Wasserleiche aus dem Fluss gezogen werden können. Es hätte geheißen: Suizid.

Kein Verhör steht in den Akten, keine Vorladung und kein Abfischen

Was in der Akte steht am 30. November 1986: »Jede Reise, die Cristina nach Bukarest und in andere Orte des Landes unternimmt, ist der Direktion I/A (Inlandsopposition) und III/A (Spionageabwehr) rechtzeitig mitzuteilen«, sodass die »permanente Kontrolle gewährleistet ist«. Dass ich also nirgends im Lande ohne Beschattung unterwegs sein darf, um »die nötigen Kontrollmaßnahmen in ihren Beziehungen mit westdeutschen Diplomaten und westdeutschen Bürgern durchzuführen«.

Die Beschattung war, je nach Absicht, unterschiedlich. Mal hat man sie nicht gemerkt, mal fiel sie auf, wurde rabiat und schlug um in Aggression. Als die *Niederungen* im Westberliner Rotbuch Verlag erscheinen sollten, hatten die Lektorin und ich, um nicht aufzufallen, uns in Poiana Brașov verabredet, in den Karpaten. Wir fuhren separat hin, als Wintersportler. Mein Mann Richard Wagner war mit dem Manuscript nach Bukarest gereist. Ich sollte am nächsten Tag ohne Manuscript mit dem Nachzug nachkommen. In

der Bahnhofshalle von Temeswar empfingen mich zwei Männer und wollten mich mitnehmen. Ich sagte: »Ohne Haftbefehl gehe ich nicht mit.« Sie konfiszierten meine Fahrkarte und meinen Ausweis, sagten, bevor sie verschwanden, ich solle mich nicht von der Stelle rühren, bis sie wiederkämen. Aber der Zug fuhr ein, und sie kamen nicht wieder. Ich ging zum Bahnsteig. Es war die Zeit des großen Stromsparens, der Schlafwagen stand im Dunkel am Ende des Bahnsteigs. Einsteigen durfte man erst ganz kurz vor der Abfahrt, die Tür war noch zu. Auch die zwei Männer waren da, gingen auf und ab, rempelten mich an und stießen mich dreimal zu Boden. Dreckig und verwirrt stand ich auf, als wäre nichts. Und die Wartenden schauten zu, als wäre nichts. Als die Schlafwagentür endlich aufging, drängte ich mich mitten in die Schlange. Die beiden Männer stiegen auch ein. Ich ging ins Abteil, zog mich halb aus, streifte den Pyjama über, damit es auffällt, wenn man mich herauszerrt. Als der Zug anfuhr, ging ich zur Toilette und versteckte einen Brief für amnesty international hinter dem Waschbecken. Die zwei Männer standen auf dem Gang und sprachen mit dem Schlafwagenschaffner. Ich hatte das untere Bett im Abteil. Vielleicht, weil ich dort besser greifbar bin, dachte ich. Als der Schaffner an mein Abteil kam, gab er mir die Fahrkarte und den Ausweis. Woher er das habe und was die zwei Männer von ihm gewollt hätten, fragte ich. »Welche Männer?«, sagte er, »hier sind Dutzende.«

Ich machte die Nacht kein Auge zu. Es war Leichtsinn einzusteigen, dachte ich, die werfen mich während der Nachtfahrt irgendwo auf dem leeren Schneefeld aus dem Zug. Als es draußen grau wurde, legte sich die Angst. Für einen inszenierten Suizid hätten sie bestimmt die Dunkelheit genutzt, dachte ich. Bevor die ersten Passagiere wach wurden, ging ich zur Toilette und holte den versteckten Brief. Dann zog ich mich an, setzte mich auf den Bettrand und wartete, bis der Zug in Bukarest einfuhr. Ich stieg aus, als wäre nichts. Auch von diesem Tag steht nichts in der Akte.

Die Beschattungen hatten Folgen auch für andere. Ein Freund fiel dem Geheimdienst zum ersten Mal bei meiner Lesung aus den *Niederungen* im Bukarester Goethe-Institut auf. Danach wurden seine Personalien festgestellt, eine Akte über ihn wurde angelegt, und er wurde fortan beobachtet. Das steht in seiner Akte, in meiner findet sich dazu kein Wort.

Der Geheimdienst kam und ging, wie er wollte, wenn wir nicht zu Hause waren. Oft wurden absichtlich Zeichen hinterlassen, Zigarettenkippen platziert, Bilder von der Wand aufs Bett gelegt, Stühle umgestellt. Das Unheimlichste zog sich über Wochen hin. Von einem Fuchsfell, das auf dem Fußboden lag, wurden nach und nach der Schwanz, die Füße und zuletzt der Kopf abgeschnitten und an den Fuchsbauch drangelegt. Man sah die Schnitte nicht. Beim Putzen bemerkte ich zum ersten Mal, dass der Schwanz abgeschnitten dalag. Da dachte ich noch an Zufall. Als dann Wochen später der hintere Fuß abgeschnitten war, begann ich mich zu gruseln. Bis auch der Kopf abgeschnitten war, war die Kontrolle des Fuchsfells das Erste, was ich tat, wenn ich nach Hause kam. Alles konnte geschehen, die Wohnung hatte ihre Privatheit verloren. Wenn man aß, dachte man jedes Mal, das Essen könnte vergiftet sein. Von diesem Psychoterror steht kein Wort in den Akten.

Im Sommer 1986 besuchte uns die Schriftstellerin Anna Jonas in Temeswar. Sie und andere Autoren hatten am 4.11.1985 in einem Brief an den rumänischen Schriftstellerverband – der sich in meiner Akte wiederfindet – dagegen protestiert, dass ich nicht zur Buchmesse, zum Evangelischen Kirchentag und zu meinem Verlag reisen durfte. Der Besuch ist in meiner Akte genau dokumentiert, und es gibt ein Telex vom 18. August 1986 an die Grenzbehörde, Anna Jonas' Gepäck bei der Ausreise »aufs Gründlichste« zu durchsuchen und das Ergebnis zu melden. Im Gegensatz dazu fehlt der Besuch des *ZEIT*-Journalisten Rolf Michaelis. Er wollte, nachdem *Niederungen* erschienen war, ein Gespräch mit mir führen. Sein Kommen hatte er mit einem Telegramm angekündigt und

darauf vertraut, dass er mich zu Hause antrifft. Aber das Telegramm wurde vom Geheimdienst abgefangen, Richard Wagner und ich waren ahnungslos für ein paar Tage zu seinen Eltern aufs Land gefahren. Zwei Tage hintereinander läutete Michaelis vergeblich an der Wohnungstür. Am zweiten Tag lauerten ihm drei Männer im Raum des Müllschluckers auf und schlugen ihn brutal zusammen. Seine Zehen waren an beiden Füßen gebrochen. Wir wohnten auf der fünften Etage, der Lift ging nicht, weil kein Strom da war. Michaelis musste auf allen vieren durchs sackdunkle Treppenhaus bis auf die Straße hinunterkriechen. Das Telegramm von Michaelis fehlt in der Akte, obwohl es darin eine ganze Sammlung abgefangener Briefe aus dem Westen gibt. Der Akte nach hat es diesen Besuch nie gegeben. Auch diese Lücke zeigt, dass der Geheimdienst die Taten seines hauptamtlichen Personals getilgt hat, damit durch die Akteneinsicht niemand zur Verantwortung gezogen werden kann. So wurde dafür gesorgt, dass die Securitate nach Ceaușescu zu einem abstrakten Monster ohne Täter wurde.

Rolf Michaelis wollte uns schützen und schrieb über diese Attacke erst nach unserer Ausreise. Aus den Akten weiß ich, es war ein Fehler. Nicht das Schweigen, sondern nur Öffentlichkeit im Westen konnte schützen. Aus meiner Akte geht auch hervor, dass ein surrealer Strafprozess wegen »Spionage für den BND« gegen mich vorbereitet war. Der Resonanz meiner Bücher und den Literaturpreisen in Deutschland habe ich zu verdanken, dass der Plan nicht umgesetzt und ich nicht verhaftet wurde.

Rolf Michaelis konnte uns vor dem Besuch nicht anrufen, da wir kein Telefon hatten. In Rumänien musste man jahrelang auf einen Anschluss warten. Uns aber wurde ohne Antrag einer angeboten. Wir lehnten ab, weil wir wussten, dass ein Telefon die praktischste Abhörstation in unserer kleinen Wohnung wäre. Bei Freunden, die ein Telefon hatten, wurde es, wenn man zu Besuch kam, sofort in den Kühlschrank gestellt und eine Schallplatte aufgelegt. Die Verweigerung des Telefons hat nichts genutzt, denn die Hälfte des Aktenmaterials, das mir ausgehändigt wurde, sind Abhörprotokolle aus unserer Wohnung.

In der Akte von Richard Wagner findet sich eine *nota de analiza* vom 20. Februar 1985, aus der hervorgeht, wann niemand von uns beiden zu Hause ist. Und: »Gleichfalls wurde der Einbau spezieller Mittel in der Wohnung durchgeführt, durch den wir Daten von operativem Interesse erhalten.« Auch der Plan zum Einbau der Wanzen findet sich in seiner Akte. In der Wohnung unter uns wurde die Decke und bei uns der Fußboden durchgebohrt. Die Wanzen waren in beiden Zimmern hinter den Schränken.

Die Abhörprotokolle sind oft voller Auslassungszeichen, weil die Musik der Schallplatten das Abhören störte. Die Musik lief aber, weil wir dachten, der Geheimdienst arbeite mit Richtmikrofonen. Dass Tag und Nacht abgehört wird, dachten wir nie. Sicher wurde man bei Verhören immer wieder mit Dingen konfrontiert, die der Vernehmer gar nicht wissen konnte. Doch angesichts der furchtbaren Armut und Rückständigkeit Rumäniens glaubten wir, moderne Abhöritechnik könne sich die Securitate gar nicht leisten. Genau genommen dachten wir auch, dass wir zwar ihre Staatsfeinde, aber diesen Aufwand nicht wert sind. In all der Angst blieben wir dennoch naiv, über den Grad der Überwachung haben wir uns gründlich getäuscht.

Die Securitate hat den Beruf, den Arbeitsplatz und die politische Zuverlässigkeit sämtlicher Bewohner unseres zehnstöckigen Wohnblocks überprüft und Personalbögen angelegt – wahrscheinlich, um Spitzel in unserer Nachbarschaft zu rekrutieren. Wer bis dahin noch nie ins Visier des Geheimdienstes geraten war, bekam den Stempel »NECUNOSCUT« (unbekannt).

Die Abhörprotokolle sind Tagesberichte. Die abgehörten Gespräche werden zusammengefasst, die »staatsfeindlich« relevanten Stellen werden wörtlich

wiedergegeben. Bei unbekannten Besuchern stehen Fragezeichen am Rand und die Anweisung, zu ermitteln, wer sie sind. Auch die Abhörprotokolle sind unvollständig.

Auch die engste Freundin ist Teil des Systems Liebe und Verrat

Einer unserer engsten Freunde war Roland Kirsch. Er wohnte um die Ecke und besuchte uns fast täglich. Er war Ingenieur in einem Schlachthaus, fotografierte die Tristesse des Alltags und schrieb Prosaminiaturen. 1996 erschien in Deutschland sein Band *Der Traum der Mondkatze* – aus dem Nachlass, denn im Mai 1989 wurde er erhängt in seiner Wohnung gefunden. Die Nachbarn sagen heute, in seiner Wohnung seien mehrere laute Stimmen zu hören gewesen in der Nacht seines Todes. Auch ich glaube nicht an Suizid. In Rumänien dauerten die Laufereien für alle Formalitäten vor einer Beerdigung tagelang. Bei Suizid war eine Obduktion selbstverständlich. Aber Roland Kirschs Eltern wurden alle Papiere innerhalb eines Tages ausgehändigt. Er kam schnell und ohne Obduktion unter die Erde. Und es gibt im dicken Konvolut der Abhörprotokolle kein einziges Mal einen Besuch von Roland Kirsch. Der Name ist getilgt, diese Person soll es nie gegeben haben.

Eine quälende Frage hat meine Akte immerhin beantwortet. Ein Jahr nach meiner Ausreise kam Jenny nach Berlin zu Besuch. Seit den Schikanen in der Fabrik war sie meine engste Freundin. Auch nachdem ich entlassen war, sahen wir uns beinahe täglich. Als ich dann aber in unserer Berliner Küche ihren Reisepass anschaute und die zusätzlichen Visa für Frankreich und Griechenland sah, sagte ich ihr auf den Kopf zu: »So einen Pass gibt es nicht umsonst, was hast du dafür getan?« Ihre Antwort: »Der Geheimdienst hat mich geschickt, und ich wollte dich unbedingt noch einmal sehen.« Jenny hatte Krebs – sie ist lange schon tot. Sie erzählte, dass sie den Auftrag habe, unsere Wohnung und unsere alltäglichen Gewohnheiten auszuforschen. Wann wir aufstehen und schlafen gehen, wo und was wir einkaufen. Sie werde bei ihrer Rückkehr aber nur das berichten, was wir verabreden, versprach sie. Sie wohnte bei uns, wollte einen Monat bleiben. Mit jedem Tag wuchs mein Misstrauen. Schon nach einigen Tagen kramte ich in ihrem Koffer und fand die Telefonnummer vom rumänischen Konsulat und eine Kopie unseres Hausschlüssels. Seither lebte ich mit dem Verdacht, sie sei wohl von Anfang an auf mich angesetzt, es sei eine Freundschaft im Auftrag. Den Wohnungsplan und unsere Lebensgewohnheiten hat sie, wie ich aus der Akte sehe, als »SURSA (Quelle) SANDA« nach ihrer Rückkehr detailliert geliefert.

Die Erweiterung des Brauchtums durch Verleumdung

In einem Abhörprotokoll vom 21. Dezember 1984 steht als Randnotiz neben dem Namen Jenny: »Wir müssen JENI identifizieren, offenbar gibt es ein großes Vertrauen zwischen ihnen.« Diese Freundschaft, die mir so viel bedeutet hat, wurde durch den Berlin-Besuch zerstört, eine schwer Krebskranke nach der Chemotherapie in den Verrat gelockt. Durch den Nachschlüssel wurde klar, dass Jenny hinterrücks ihren Auftrag erfüllte. Ich musste sie auffordern, unsere Berliner Wohnung sofort zu verlassen. Ich musste meine engste Freundin wegjagen, um mich und Richard Wagner vor ihrem Auftrag zu schützen. Diesem Knäuel aus Liebe und Verrat war nicht beizukommen. Tausendmal habe ich ihren Besuch im Kopf gewälzt, um diese Freundschaft getrauert, ungläubig erfahren, dass Jenny nach meiner Ausreise sogar mit einem Securitate-Offizier liiert war. Heute bin ich froh, weil die Akten zeigen, dass die Nähe zueinander aus uns selbst gewachsen war, nicht vom Geheimdienst eingefädelt, dass Jenny mich erst nach meiner Ausreise bespitzelte. Man wird bescheiden, sucht in dem Vergifteten einen Anteil, der nicht kontaminiert ist, sei

dieser auch noch so klein. Dass meine Akte die wirklichen Gefühle zwischen uns beweist, macht mich jetzt fast glücklich.

Nach dem Erscheinen der *Niederungen* in Deutschland, als die ersten Einladungen kamen, durfte ich nicht reisen. Als jedoch Einladungen zur Verleihung von Literaturpreisen dazukamen, änderte die Securitate ihre Strategie.

Bis dahin arbeitslos, bekam ich im Spätsommer 1984 wider Erwarten eine Stelle als Lehrerin angeboten und erhielt schon am ersten Schultag die zur Reise nötige Empfehlung des Schuldirektors. Und im Oktober 1984 durfte ich wirklich reisen. Auch die beiden nächsten Male durfte ich einen Literaturpreis entgegennehmen. Doch die Absicht dieser Reisen war, wie aus meiner Akte hervorgeht, hinterhältig: Ich sollte statt wie bisher als Dissidentin bei den Lehrerkollegen in der Schule nun als Profiteurin des Regimes gelten und im Westen als Agentin verdächtigt werden. An beidem, aber besonders an der »Agentin« hat der Geheimdienst massiv gearbeitet. Das Spitzelpersonal wurde mit Verleumdungsaufträgen in Richtung Deutschland losgeschickt. Im Maßnahmeplan vom 1. Juli 1985 wird zufrieden konstatiert: »Als Folge mehrerer Reisen ins Ausland wurde bei einigen Schauspielern des Deutschen Staatstheaters Temeswar die Idee lanciert, dass Cristina Agentin der rumänischen Securitate sei. Der westdeutsche Regisseur Alexander Montleart, zeitweise beim Deutschen Theater in Temeswar, hat gegenüber Martina Olczyk vom Goethe-Institut und gegenüber Beamten der deutschen Botschaft Bukarest diesen Verdacht bereits geäußert.«

Nach meiner Ausreise 1987 wurden die Maßnahmen »zur Kompromittierung und Isolierung« verschärft. In einer *nota de analiza* vom März 1989 steht: »In der Kompromittierungsaktion werden wir mit dem Dienst D (Desinformation) zusammenarbeiten, indem wir einige Artikel im Ausland publizieren oder einige Memoranden – so als ob sie von der deutschen Emigration kämen – an mehrere Kreise und Autoritäten schicken, die Einfluss in Deutschland haben.« Einer der dafür vorgesehenen Spitzel war »Sorin«, »denn er hat literarische und journalistische Neigungen, die nötig sind für die eingeleiteten Aktivitäten.«

Am 3. Juli 1989 schickt die Abteilung I/A einen Rapport an die Zentrale der Securitate in Bukarest. Der rumänische Schriftsteller Damian Ureche hat auf ihre Anweisung einen Brief verfasst, der Richard Wagner und mich als Spitzel verunglimpt. Man bittet die Zentrale, den Brief zu genehmigen. Er sollte von der Tänzerin eines Folklore-Ensembles, die nach Deutschland fuhr, zu Radio Free Europe und zur ARD gelangen.

Der wichtigste »Partner« in Deutschland für Verleumdungsmaßnahmen war die Landsmannschaft der Banater Schwaben. Schon 1985 konstatiert die Securitate mit Genugtuung: »Die Führung der Banater Landsmannschaft in Deutschland hat negative Kommentare zu diesem Buch (*Niederungen*) gemacht, einschließlich mit Vertretern der rumänischen Botschaft aus Deutschland.« Das ist ein starkes Stück. Seit dem Erscheinen der *Niederungen* führte die Landsmannschaft in ihrem Blatt *Banater Post* eine Rufmordkampagne gegen mich. »FäkalienSprache, Urinprosa, Nestbeschmutzerin, ParteiHure« waren die gängigen Urteile ihrer hauseigenen »Literaturkritik«. Ich sei ein Spitzel, behauptete man, habe die *Niederungen* gar im Auftrag der Securitate geschrieben. Während ich auf der Betontreppe der Fabrik saß, war die Landsmannschaft offenbar im trauten Beisammensein mit dem Botschaftspersonal der Ceaușescu-Diktatur. Ich hingegen hätte mich nie getraut, einen Fuß in diese Botschaft zu setzen, weil ich nicht wusste, ob ich von dort wieder herauskommen würde. Angesichts dieser Beziehungen zu Ceaușescus Diplomaten wundert es nicht, dass die Landsmannschaft in all den Jahren über die Diktatur keine einzige kritische Silbe geäußert hat. Im Bunde mit dem Regime hat sie den Ausverkauf der Rumäniendeutschen betrieben, das Kopfgeld von bis zu 12000 D-

Mark, das die Bundesrepublik für jede auswandernde Person bezahlte, hat die Landsmannschaft nicht gestört. Genauso wenig, dass dieser Menschenhandel eine beträchtliche Devisenquelle für die Diktatur war. In der gleichen Einvernehmlichkeit mit dem Regime teilte man sich den Hass auf mich genauso wie die Verleumdungsarbeit. Ich wurde zum Hauptfeind hochstilisiert, wurde als permanentes Angriffsziel zum Bestandteil der Landsmannschafts-Identität. Wer mich verleumdet, bewies seine Heimatliebe. Die Landsmannschaft hat also ihre Brauchtumspflege erweitert durch meine Verleumung. Der Ausdruck »Spitzel« kam ihr nur in den Sinn, wenn es galt, mich zu verunglimpfen. In meiner Akte steht: »Ihrer Schriften wegen, die die Banater Schwaben in ein schlechtes Licht rücken«, hätten mich Personen aus diesem Kreis außerhalb Rumäniens »isoliert und blamiert«. Und: »An dieser Aktion haben auch unsere Organe mitgewirkt durch die Möglichkeiten, über die wir im Ausland verfügen.« In meiner Akte steht: »Kompromittierendes Material soll auch an Horst Fassel, an seine Institutsadresse, geschickt werden mit der Bitte, es zu verbreiten.« Gemeint ist das Donauschwäbische Institut in Tübingen, dessen Leiter Fassel damals war. Und davor, in den achtziger Jahren, war er Redakteur der *Banater Post*.

In ihren Berichten haben die Spitzel dem rumänischen Geheimdienst eine Bedeutung der Landsmannschaft in Deutschland vorgegaukelt, die sie nie hatte. Trotz der räumlichen Distanz gab es offenbar dieselbe Abhängigkeit, wie man sie vom Stasi-IM zum Führungsoffizier kennt, denselben Druck, zu parieren, dieselbe Angst, fallen gelassen und hier im Westen enttarnt zu werden.

Einer der Fleißigsten war »Sorin«, der schon 1983 die Temeswarer Autorengruppe auskundschaftete. Ein Bekannter, der die Akte seines mittlerweile verstorbenen Vaters eingesehen hat, entnimmt dem kodifizierten Kennzeichen, das dem Spitzelnamen auf jedem Bericht beigefügt ist, dass »Sorin« 1982 bereits 38 Berichte geliefert hatte. Auch in meiner Akte mit den über 30 Spitzelnamen ist »Sorin« eine der Hauptpersonen. In einem Maßnahmenplan vom 30. November 1986 steht ausdrücklich, dass »Sorin« beauftragt wird, auszukundschaften, was ich demnächst vor habe und welche Beziehungen ich in Rumänien und im Ausland pflege. Einmal besuchte uns in Temeswar der Feuilleton-Chef der Bukarester Zeitung *Neuer Weg* in Begleitung von Walther Konschitzky. Im Abhörprotokoll dieses Tages notiert Oberstleutnant Padurariu, der mich immer verhörte, am Rand als Identifikation dieses Besuchers: »Sorin«.

Schon während der Diktatur ist dieser »Sorin« regelmäßig nach Deutschland gereist und noch vor dem Sturz Ceaușescus ausgewandert, wie so viele Spitzel. Dann war er Kulturreferent der Banater Landsmannschaft von 1992 bis 1998. Seither übt er – da diese Stelle in der Münchner Zentrale gestrichen wurde – seine Funktion ehrenamtlich aus.

Um die Spitzel in den eigenen Reihen hat sich die Landsmannschaft nie geschart. Seit ihrer Gründung 1950 hat sie sich eine Kopfheimat aus Blasmusik, Trachtenfesten, schmucken Bauernhäusern und geschnitzten Holztoren geschaffen. Die Diktaturen Hitlers und Ceaușescus wurden immer ausgeblendet. Führungsfiguren der nationalsozialistischen Volksgruppe im Banat gehörten zu den Gründern der Landsmannschaft.

Heute weigert sich die Landsmannschaft, den Einfluss der Securitate in ihren Reihen zu untersuchen mit der Ausrede, das sei verjährt. Das ist nicht hinnehmbar angesichts ihres politischen Gewichts in Deutschland. Obwohl weniger als zehn Prozent der ausgewanderten Banater Schwaben in ihr organisiert sind, hatte sie all die Jahre Vertreter in Rundfunkräten und Kulturinstitutionen. Nach meiner Ankunft in Deutschland erzählten mir Radiojournalisten, dass ihre Sendung mit mir Schwierigkeiten für sie zur Folge gehabt habe, weil die Landsmannschaft interveniert habe. Außerdem war sie all die Jahre eine der

Schaltstellen für die Abwicklung der Ausreiseanträge aus Rumänien, die sie gelegentlich auch zu verhindern suchte. Den Ausreiseantrag des Literaturkritikers Emmerich Reichrath, dessen Rezensionen über den Banater Tellerrand hinauswiesen, versuchte sie zu verhindern. Auch ich erhielt vor der Ausreise Briefe von »Landsleuten« aus Deutschland, in denen stand: »Sie sind in Deutschland nicht willkommen.« Im Übergangsheim in Nürnberg war das Büro der Landsmannschaft Tür an Tür mit den Büros des BND. Ein Stempel der Landsmannschaft war für die Abwicklung der Einreiseformalitäten unumgänglich. Mich empfing man mit dem Satz: »Die deutsche Luft bekommt Ihnen nicht gut.« Ich war schwer erkältet nach einer Nachtfahrt auf dem offenen Anhänger eines Traktors zur Grenze. Es war Februar. Hinter der nächsten Tür, beim BND, war der Empfang noch schroffer. Heute weiß ich, warum. Der Verleumdungsplan der Securitate ging auf: »Hatten Sie mit dem dortigen Geheimdienst zu tun?« Meine Antwort: »Er mit mir, das ist ein Unterschied«, beeindruckte den Beamten nicht. »Lassen Sie das meine Unterscheidung sein, dafür werde ich bezahlt«, sagte er. Und: »Wenn Sie einen Auftrag haben, können Sie es jetzt noch sagen.« Während alle anderen dieses Büro nach ein paar Minuten mit einem Unbedenklichkeitsstempel verlassen konnten, wurden Richard Wagner und ich mehrere Tage gemeinsam und einzeln verhört. Während meine Mutter ihre Einbürgerungsurkunde automatisch bekam, sagte man uns monatlang, es seien »eingehende Recherchen nötig«. Es war grotesk. Einerseits warnte mich der Verfassungsschutz vor Bedrohungen der Securitate: nicht im Parterre wohnen, auf Reisen keine Geschenke annehmen, Zigarettenpackung nicht auf dem Tisch liegen lassen, mit Unbekannten nie in eine Wohnung gehen, mir eine Schreckschusspistole kaufen und so weiter. Anderseits blockierte der Agentenverdacht meine Einbürgerung.

Ich frage mich, warum der BND mich verdächtigte, aber den vielen Spitzeln in der Landsmannschaft und der Emigration nicht auf die Spur gekommen ist. Wahrscheinlich hat man sich auch im BND auf die Informationen der Landsmannschaft verlassen. Deshalb ist Deutschland heute ein gemütliches Reservat für Securitate-Spitzel. Wenn man die Akten der Banater Autorenguppe miteinander vergleicht, lassen sich zahlreiche Spitzel identifizieren, wie »Sorin«, »Voicu«, »Gruia«, »Marin«, »Walter«, »Matei« und viele mehr. Sie sind Lehrer, Professoren, Beamte, Journalisten, Schauspieler. Nie hat sie jemand behelligt. Die seit dem Fall der Mauer anhaltende Stasi-Debatte kann ihnen den Buckel runterrutschen. Sie sind zwar alle deutsche Staatsbürger, aber für die deutschen Behörden undurchschaubar. Ihre Spitzeltätigkeit ist hierzulande exterritorial. Und anders als den Stasi-Spitzeln nach der Wiedervereinigung sind den Securitate-Spitzeln ihre Führungsoffiziere nicht abhandengekommen. Sie sitzen nämlich heute im neuen rumänischen Geheimdienst.

Der Deutsche Bundestag finanzierte die Arbeit der Landsmannschaft während und nach der Diktatur. Wurde jemals eine Untersuchung der Verstrickung ihres Personals mit der rumänischen Diktatur gefordert?

1989 nach dem Sturz Ceaușescus dachte ich, die Verleumdungskampagnen gegen mich seien nun endlich obsolet. Aber sie gingen weiter. 1991 erhielt ich sogar in Rom als Stipendiatin der Villa Massimo anonyme Drohanrufe. Und die Briefkampagne der Securitate hat offenbar ein Eigenleben entwickelt. Als mir 2004 der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung zugesprochen wurde, erhielt nicht nur die Stiftung stapelweise Briefe mit den üblichen Verleumdungen. Die Aktion steigerte sich diesmal ins Maßlose, auch das Präsidium des Deutschen Bundestages, der damalige Ministerpräsident Erwin Teufel, die Vorsitzende der Jury, Birgit Lermen, und Joachim Gauck als Laudator erhielten Briefe, die mich als Agentin, Mitglied der Kommunistischen Partei Rumäniens und Nestbeschmutzerin verunglimpften. Nachts Viertel vor zwölf klingelte bei Birgit Lermen

das Telefon, Punkt Mitternacht bei Bernhard Vogel, dem Vorsitzenden der Stiftung, und Viertel nach zwölf bei Joachim Gauck. Schmähungen und Drohungen, unterlegt mit dem *Horst-Wessel-Lied*. Diese Anrufe kamen nächtelang, bis die Polizei den Anrufer durch eine Fangschaltung ermittelte.

Die von der Fälscherwerkstatt erfundene Person verselbstständigt sich

In meiner Akte bin ich zwei verschiedene Personen. Die eine heißt »Cristina«, ist Staatsfeind und wird bekämpft. Um diese »Cristina« zu kompromittieren, wurde in der Fälscherwerkstatt der Abteilung D (Desinformation) eine Attrappe fabriziert, mit allen Zutaten, die mir am meisten schaden – systemtreue Kommunistin, skrupellose Agentin. Wo immer ich hinkam, hatte ich mit dieser Attrappe zu leben. Sie wurde mir nicht nur hinterhergeschickt, sie eilte mir auch voraus. Obwohl ich von Anfang an und immer nur gegen die Diktatur geschrieben habe, geht die Attrappe bis heute ihre eigenen Wege. Sie hat sich verselbstständigt. Obwohl die Diktatur seit 20 Jahren passé ist, irrlichtert diese Attrappe umher. Wie lange noch?

Herta Müller, 1953 in Nitzkydorf in Rumänien geboren, ist Schriftstellerin. 1987 reiste sie mit ihrem damaligen Ehemann, dem Schriftsteller Richard Wagner, in die Bundesrepublik aus. Sie lebt in Berlin. 2009 erhielt sie den Literaturnobelpreis.

Czernowitz heute und der Umgang mit dem gemeinsamen kulturellen Erbe

von Sergij Osatschuk

Sehr verehrte Damen und Herren, es ist für mich als gegenwärtigen Repräsentanten der Stadt, der hier zum Thema dieses hochrangigen Symposiums spricht, eine besondere Ehre, auch einige Überlegungen über das heutige Czernowitz/Cernivci äußern zu dürfen.

Es ist dies zugleich eine leichte wie schwierige Aufgabe. Eine leichte deswegen, weil ich mit meiner Stadt die Veränderungen der letzten zwei Jahrzehnte mitmachte und eigentlich auf diese durchaus stolz bin und eine schwierige, weil ich a priori die wichtigste Aufgabe darin sehe, Ihnen den Eindruck zu vermitteln, dass meine Stadt, trotz der fürchterlichen menschlichen Verluste der Zwischenkriegszeit und des Zweiten Weltkrieges, trotz der Jahrzehnte sowjetischer Herrschaft, ein lebendiger Organismus in Ostmitteleuropa geblieben ist.

Mit dem Fall des Eisernen Vorhangs haben wir Czernowitzer nicht nur die Außenwelt, die Nachbarländer für uns entdeckt, sondern durch den Zufluss von Informationen und Anfragen über „die alte Heimat Czernowitz“, über unsere eigene Vergangenheit, eine Geschichte entdeckt, die sich von der, die wir bis dahin kannten, stark unterschied. In der

weit verbreiteten Euphorie begann auch ein anderes Nachdenken über die Vergangenheit. Fragen wurden gestellt, es wurde nach Wurzeln gesucht, nach neuen Bezugspunkten. Anstelle der üblichen Behauptungen mancher russischsprachiger Mitbürger, erst sie hätten uns die „Kultura“ gebracht, kam uns Anfang der 90er Jahre eigentlich die Erkenntnis, dass sie uns damals, 1940, die Kultur weggenommen haben. Infolge solcher Wandlungen der Perspektiven begann in den Köpfen engagierter Heimatforscher das Interesse für diese verschüttete Kulturepoche zu wachsen, in der Czernowitz noch als ein Bestandteil des versunkenen k.u.k. Atlantis war.

Eine große Anzahl westeuropäischer Journalisten und Filmteams stürmte neben den zahlreichen Touristen die Czernowitzer Altstadt, doch nicht um den „Mythos Czernowitz“ zu hinterfragen, sondern um ihn fast ausschließlich zu bestätigen – nach dem Motto "Die Kulisse ist geblieben, aber die Akteure sind nicht mehr da". Es schmeichelt dem Ohr des gegenwärtigen Czernowitzers, wenn begeisterte Reaktionen auf die Architektur der Altstadt aus dem Munde der Touristen oder Berichterstatter kommen, aber gleichzeitig fühlt man sich wieder unwohl, wenn man hört, die Akteure sind nicht da, die Stadt bestehe aus nicht-czernowitzerischen Czernowitzern. Noch vor kurzem musste man sich gefallen lassen, dass wir von Kulturträgern des Jahres 1940 belehrt wurden, und heute gibt man uns wieder zu verstehen, dass wir die falschen Gäste auf einer fremden Hochzeit sind.

Der Mythos Czernowitz wäre ohne die staatspolitischen Umwälzungen des 20. Jahrhunderts nie geboren worden, denn nur der Verlust des alten Czernowitz besonders im Vergleich zum rumänischen Cernăuți und später noch auffälliger zum sowjetischen Czernowzy hat die Erkenntnis des eigentlichen Wertes des Verlorenen bewusst gemacht. Die historische Entwicklungslinie von Czernowitz im 20. Jahrhundert ließe sich vom Standpunkt des habsburgischen Czernowitz als ein absoluter Höchststand auf einer von oben nach unten abfallenden Skala skizzieren, und zwar so: Die österreichische Periode sei die goldene Ära, die Zwischenkriegszeit die silberne und die sowjetischen Jahrzehnte der Untergang, die schwarze Periode gewesen. Aber der Vergleich des heutigen nunmehr ukrainischen Czernowitz mit dem der sowjetischen Zeit zeigt eine ansteigende Kurve und gibt Anlass zur Hoffnung.

Die Unabhängigkeit der Ukraine 1991 läutete einen Neuanfang ein. Während dieser Phase der Aufbruchsstimmung wurde an der Czernowitzer Jurij-Fedjkowitsch-Universität nach dem Muster des 1988 gegründeten Augsburger Bukowina-Instituts das wissenschaftliche Bukowina-Forschungszentrum gegründet. An diesem Zentrum, dessen Väter zwei prominente Professoren Oleh Pantschuk und Taras Kijak waren, sollten Wissenschaftler aus allen Fachgebieten – Historiker, Literaturwissenschaftler, Geografen, Ethnologen – gemeinsam die Geschichte der Bukowina und von Czernowitz erforschen.

Die Arbeit des Bukowina Zentrums fiel sowohl im Lande als auch bei den internationalen Partnerinstitutionen auf fruchtbaren Boden, denn die Wirkung des neu entdeckten und wieder zugänglichen „Mythos Czernowitz“ hat bei den ausländischen Geldgebern einen großen Widerhall gefunden. Es entstanden Publikationen, Konferenzen und Symposien wurden abgehalten, Lesungen und Ausstellungen veranstaltet. Heute versteht sich das Bukowina-Zentrum nicht nur als eine wissenschaftliche Einrichtung, sondern in zunehmendem Maße, auch als Kulturmittlerstelle für die Festigung der kulturellen Beziehungen zwischen Czernowitz und dem deutschsprachigen europäischen Raum.

Selbstverständlich ist das heutige Czernowitz nicht mehr so wie es vor 60 Jahren war. Die großen staatlichen Tyrannie des 20. Jahrhunderts haben endgültig die Schöpfung des Habsburgerreiches – die Bukowina mit der Hauptstadt Czernowitz - in eine historische Materie verwandelt. Gibt es aber überhaupt in Ostmitteleuropa zumindest eine größere Stadt, die unverändert geblieben wäre? Sind Berlin, Potsdam, Wien oder Krakau noch so,

wie sie in Erinnerung an die Vorkriegszeit sind? Nach einigen Jahrzehnten sowjetischer Reformen war Czernowitz/Czernowzy nicht mehr zu erkennen, denn wies die Architektur noch den altösterreichischen Charakter auf, so war die Bevölkerung dagegen von Angst vor Repressalien und von mangelhafter politischer Bildung geprägt. Die nach außen geschlossene sowjetische Gesellschaft, vor allem eine Jahrzehntenlang indoktrinierte junge Generationen von Czernowitzern wussten über das Erbe der Stadt fast nichts. Ehemalige Bewohner, die davon hätten berichten können, waren tot, vertrieben, verjagt, verstummt. Die heutigen Czernowitzer sind von jenem fast idyllischen Bild der Multikulturalität und Toleranz der österreichischen Zeit durch mindestens drei Generationen und mehrere Epochen getrennt. Das Bild von Czernowitz in der Literatur und das reale Czernowitz Anfang des 21. Jahrhunderts sind keine identischen Begriffe. Aber die Stadt scheut sich heute nicht vor der eigenen Geschichte, weder der österreichischen, noch der rumänischen oder der sowjetischen. Und wenn die Wurzeln und Bezugspunkte zur Vorkriegszeit gesucht und wieder entdeckt werden, so bleibt die sowjetische Vergangenheit ein wichtiger Hintergrund des täglichen Lebens, was absolut verständlich sein muss, da die heutigen Czernowitzer aus dieser sowjetischen Epoche kommen. Ähnlich wie die altösterreichische Gesinnung in der Zwischenkriegszeit eine lange Wirkung in Sprache, Kultur und Literatur in Czernowitz hatte, so ist auch heute die nachhaltige Wirkung der russischen Massenkultur sehr spürbar. Der wichtigste Unterschied zur sowjetischen und rumänischen Epoche besteht heute darin, dass diese russischsprachige Kulturpräsenz nicht bekämpft, sondern als zweifelhafte Bereicherung toleriert wird. Erinnert man sich an die verklärte Czernowitzer Toleranz, so darf und muss sie heute nicht nur in Bezug auf die rumänische, deutsche oder jüdische Kultur erwartet werden, sondern gleichermaßen für alle anderen heute in der Stadt vertretenen Kulturen. Wie ist nun die ethnische Zusammensetzung von Czernowitz heute?

Die Ergebnisse der ersten allgemeinen Volkszählung der Ukraine von 2001 vermitteln uns folgendes Bild: von 240.000 Einwohnern sind 189.000 (79,8 %) Ukrainer, 26.700 (11,3 %) Russen, 10.600 (4,5 %) – Rumänen, 3.800 (1,6 %) Moldauer, 1.400 (0,6 %) Polen, 1.300 (0,6 %) Juden, 1.000 (0,4 %) Weißrussen und 2.900 anderer Nationalität. Vergleicht man diese Ergebnisse mit denen des Jahres 1989, als die letzte sowjetische Volkszählung durchgeführt wurde, so ist eine starke Abnahme bei allen nationalen Gruppen außer den Ukrainern festzustellen. Die größten Verluste hat infolge der Abwanderung die jüdische Gemeinde von Czernowitz erfahren – von 15.600 Personen 1989 auf 1.300 im Jahre 2001. Angesichts der wichtigen sozialen und beruflichen Stellung jüdischer Czernowitzer, war diese Abwanderung einer der schlimmsten Verluste des letzten Jahrzehnts.

Die absolute Mehrheit (96 % der Bewohner der Stadt) beherrscht heute die ukrainische Sprache und über 40 % der städtischen Bevölkerung haben bei der Volkszählung angegeben, Russisch fließend sprechen zu können. Eine erstaunliche Erkenntnis über die Stellung der deutschen Sprache erbrachte auch die letzte Volkszählung: In Anbetracht der winzigen Anteile an deutscher und jüdischer Bevölkerung, haben 3.585 Czernowitzer Deutsch als erste Fremdsprache angegeben, in der sie sich fließend ausdrücken können. Es ist ein beträchtliches kulturelles Potential für den Ausbau der kulturellen Beziehungen zu Deutschland und Österreich. Nur 49 Personen von 318 ansässigen Deutschen und 72 jüdische Mitbürger, dafür aber 2.800 Ukrainer beherrschen heute Deutsch.

In der Aufbruchsstimmung der 90er Jahre erfolgte die kaleidoskopische Neuorganisation einzelner ethnischer Gruppen in Nationalvereinen, die an die nationale Vereinsmeierei der Vorkriegszeit anknüpften und somit auch Anspruch auf ihre ehemaligen, 1940 konfisierten Nationalhäuser stellten. Ein Kompromiss wurde gefunden und etliche Räumlichkeiten sind im Deutschen, Rumänischen, Polnischen, Jüdischen und

Ukrainischen Haus den jeweiligen nationalen Vereinen zur Verfügung gestellt worden. Die Tätigkeit verschiedener nationaler Vereine wurde von Anfang an von staatlichen und städtischen Behörden sehr begrüßt und nach Möglichkeit unterstützt. Die Initiativen der nationalen Kulturvereine gingen hauptsächlich in Richtung Folklorepflege, Sonntagsschulen, Seniorenfürsorge und Gedenkmaßnahmen für die bedeutende Söhne und Töchter von Czernowitz. Der Czernowitzer Stadtrat mit dem 1994 zum ersten Mal gewählten und heute noch amtierenden Bürgermeister Mykola Fedoruk an der Spitze war immer behilflich, die national-kulturellen Initiativen umzusetzen. So erfolgte auch im ukrainischen Czernowitz der 90er Jahren eine Welle der Straßen - und Platzumbenennungen, welche heute die Namen des berühmtesten Czernowitzer Bürgermeisters Anton Kochanowski, des orthodoxen Metropoliten Eugen Hakman, des ukrainischen Politikers Omeljan Popovici oder des deutsch-jüdischen Dichters Paul Celan tragen.

Das erste nichtsowjetische Denkmal der neuesten Zeit war in Czernowitz das am 6. Juni 1992 enthüllte Denkmal für den berühmten Paul Celan an der Czernowitzer Hauptstraße, nicht weit vom ehemaligen Volksgarten. Das Celan-Denkmal war der Anfang der fruchtbaren Zusammenarbeit der Stadt Czernowitz mit österreichischen Partnern, die in den Folgejahren bei der Anbringung von Gedenktafeln für Rose Ausländer, Erwin Chargaff und der kürzlich am 5. September enthüllten Gedenktafel für Selma Meerbaum-Eisinger wesentlich mitgewirkt haben. Die größten Gedenktafeln sind im Hauptgebäude der Czernowitzer Universität mit den vergoldeten Namen (auf Deutsch und Ukrainisch) aller Rektoren der Czernowitzer Alma Mater seit ihrer Gründung zu sehen. Somit knüpfte die Universitätsverwaltung 1995 an die jahrhundertlange Geschichte und Tradition der eigenen Universität an und distanzierte sich von dem sowjetischen Standpunkt des Neuanfangs im Jahre 1940. Auch die fünf Jahre später enthüllte Gedenktafel am ersten Gebäude der Czernowitzer Universität mit einem Hinweis auf das Gründungspatent Kaiser Franz Josephs I. setzte diese symbolische Anknüpfung an die deutschsprachige „Francisco-Josephina“ fort. Aber nicht nur die Gedenktafeln, sondern auch Vortragsreihen und Symposien, benannt nach den bekannten Gelehrten der Universität knüpfen an das intellektuelle Erbe der Alma Mater an, zum Beispiel die Kaindlischen Lesungen an der historischen Fakultät, die Chargaffschen Lesungen an der biologischen Fakultät oder die Eugen-Ehrlich-Lesungen an der rechtswissenschaftlichen Fakultät.

Einmal im Jahr ist am Balkon des Czernowitzer Rathauses die neue Stadtfahne mit dem habsburgischen Wahlspruch „Viribus unitis“ für die Öffentlichkeit zu sehen, nämlich am ersten Oktoberwochenende jedes Jahres wird das Czernowitzer Stadtfest als Erinnerung an die erste urkundliche Erwähnung der Stadt vom 8. Oktober 1408 gefeiert - es ist für alle Bürger der wahre Höhepunkt des Jahres geworden. Man ist auf das Alter der eigenen Stadt sehr stolz. 2008 jährt sich wieder ein runder, dann der 600. Geburtstag der Regionalmetropole am Pruth. Man nimmt dieses Jubiläum zum Anlass, den alten Stadtkern, das architektonische Ensemble für die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes zu nominieren – zugleich eine Ehre und Selbstverpflichtung für die Stadt und ihre Bürger. Überhaupt widmet man der historischen Architektur der Stadt in den letzten Jahren zunehmende Beachtung und Fürsorge. Jedes Unternehmen wird beim Miet- oder Kaufvertrag der Räume für ein Geschäftslokal im Stadtzentrum vom Magistrat verpflichtet, die Fassade des Hauses und das Trottoir zu renovieren bzw. auszubessern. Die lauten Stimmen mancher Unzufriedener über die undemokratischen Methoden dieser Verpflichtung wurden mit der Zeit leiser und die Bürger samt Touristen bekommen akzentuierte architektonische Linien zu sehen, erkennen den Wert einst verfallener Gebäude und lernen ihn zu schätzen. Zum ersten Mal in der Ukraine wurde im März 2003

beim Bürgermeister von Czernowitz ein wissenschaftlich-beratender Ausschuss zum Erhalt des architektonischen Erbes gegründet, welcher in kurzer Zeit großes Ansehen bei den Bürgern und Stadtarchitektenamt gewonnen hat.

Czernowitz war und bleibt die Stadt der Musik. Man pflegt die eigene Musiktradition und sorgt für die Entwicklung der musikalischen Kultur in mehreren Orchestern und Ensembles. Der Inhaber der goldenen Medaille der UNESCO und der Träger des Ehrentitels "Der goldene Name der Weltkultur" der Czernowitzer Musikprofessor und Komponist Josef Öhlgiesser zählt heute mit seiner regen Tätigkeit zum eifrigsten Wächter des Bukowiner kulturellen Erbes: Professor Öhlgiesser veröffentlichte eine bereits 6-bändige Notensammlung von Werken Bukowiner Komponisten des 19. und 20. Jahrhunderts. Diese Publikationen finanziert er selbst aus dem Geld, das er aus Deutschland als KZ-Häftling bekommt. Vor einem Jahr ist bei Sony-Austria die erste CD mit der Klaviermusik der Bukowiner Komponisten, gespielt von Josef Öhlgiesser, erschienen. Zwei weitere musikalische CD's des Czernowitzer Jüdischen Orchesters unter Leitung von Lev Feldmann und des rumänischen Orchesters „Plai“ unter Leitung von Mykola Hackmann sind bereits international bekannt und zeugen vom traditionsbewussten Umgang verschiedener ethnischer Gruppen mit der Bukowiner Musik.

Das 1867 errichtete Philharmoniegebäude erfreut heute noch die Czernowitzer Musikliebhaber mit Gastspielen aus Wien, Zürich, Moskau oder Bukarest, wobei die russischen Popsänger, sowjetische Stars von gestern das reiche und wohlhabende Publikum von Czernowitz entzücken. Das Geld und die hohe Kultur gehen in Czernowitz meist parallele Wege und überschneiden sich selten. Zu einem spannungsvollen Ereignis soll der Auftritt des weltbekannten DJ Shantel (Stefan Hantel) aus Frankfurt am Main mit seinem Bucovina Club in Kooperation mit den oben erwähnten Czernowitzer Bands und einer Roma-Band aus Bukarest am kommenden Stadtfest am 2.Okttober 2004 werden.

Eines der symbolischen Beispiele für den Umgang mit dem historischen Erbe von Czernowitz sind die mittlerweile weltbekannten Davidsterne am Treppengeländer des Jüdischen Hauses, die zur sowjetischen Zeit durch das Abtrennen zweier Zacken zu einem Viereck umgewandelt wurden und Mitte der 90er Jahren durch Anschweißen der fehlenden Zacken wieder zum Davidstern wurden. Aber anscheinend ist der Sägemeister in Czernowitz noch sehr lebhaft am Werke, denn vor einigen Jahren wurden von den beleuchteten roten Sowjetsternen auf den Elektromasten im Zentrum der Stadt wiederum je zwei untere Zacken abgetrennt, und so werden jetzt an Feiertagen nur dreizackige Schmuckelemente beleuchtet.

Die Beschäftigung mit dem Auffinden und Entdecken der Wurzeln hat aber die geistigen Eliten von Czernowitz im letzten Jahrzehnt so stark beschäftigt, dass eine Fülle von Publikationen mit nostalgisch-verklärendem Einschlag erschien. Oleg Ljubkiwksij, einer der bekanntesten Czernowitzer Künstler der Gegenwart, machte das Thema „Spurensuche“ zu seinem künstlerischen Credo. In diesem verlängerten Suchprozess steckt die Gefahr, in den alten Spuren für immer stecken zu bleiben, nicht mehr innovativ und zukunftsorientiert denken und schaffen zu können.

Nicht zuletzt sei erwähnt, dass Czernowitz in den letzten 14 Jahren den alten Ruhm einer wichtigen Handels- und Geschäftsstadt wiedergewonnen hat. Neben vielen großen, mittleren und kleineren Märkten, die den von Franzos geprägten Begriff „Halbasien“ wieder aufleben lassen, prosperieren in der Stadt viele noble Geschäfte und Salons. Man sehnt sich nicht mehr nach der alten Zeit, als in Czernowitz die Mode aus Paris zu bekommen war, es ist wieder die Realität von heute, mit der die Czernowitzer Schritt halten. Voller Zuversicht möchte ich sagen, dass Czernowitz und die Czernowitzer – gleich

welche: „unsrige“ und „nicht-unsrige“, nostalgisch oder optimistisch gesinnte, das Wichtigste leisten: den Weg nach vorne mit dem Eingestehen und Anerkennen der reichen multikulturellen Tradition zu vereinen.

Das Czernowitz von heute gibt Grund zur Hoffnung. Die Stadt ist mit ihrem reichen kulturellen Erbe geradezu ein Geschenk des Schicksals und im touristisch-geschäftlichen Sinne ein Kapital für die Bürger. Es ist aber auch unsere direkte, nicht mit dem Umweg über Kiew verbundene Brücke nach Europa, die wir unbedingt weiter begehen wollen.

Beitrag zur Tagung „Mythos Czernowitz“ des Deutschen Kulturforums östliches Europa, Potsdam, 17.09.–19.09.2004.

Florian Kührer
Vasiles Reich
Auf dem Judenfriedhof von Suceava

Wir schließen die Tür wieder. Da wohnt jemand. Nur einen Spalt haben wir sie geöffnet, und die Ansammlung an Dingen – ja, Dinge ist das richtige Wort – die sich uns entgegen geworfen hat, hat uns das Eintreten in einem wahren Sinn des Wortes madig gemacht. Das geht uns nichts an, denken wir, das ist nicht unsere Welt. Gehen wir wieder. Suceava, die alte Fürstenstadt im rumänischen Teil der Bukowina, wird noch anderes zu bieten haben.

Alo! ruft uns der alte Vasile nach. Wir behalten anscheinend Recht: hier wohnt

jemand. Flüchtig streckt uns Vasile die Hand entgegen. Salut! Er wüsste schon, was wir wollen, nämlich den Friedhof sehen. Da liegt er richtig. Man möge sich noch ein paar Sekunden gedulden, erklärt er uns in seinem zahnlosen Rumänisch, er hätte noch kurz etwas zu besprechen, wendet sich von uns ab und begibt sich ein paar Dutzend Meter Richtung Hauptstraße. Dort wartet auf einem Pferdewagen ein Zigeuner – so nennen sich die Roma in Rumänien selbst. Hinten auf der Ladefläche Karton in den verschiedensten Größen und Konsistenzen. Sein Geschäft. Wie

quasi. Wir merken, es hätte keinen Sinn, präziser zu werden. Am Ärmel zieht er uns weiter. Zu den deutschen Grabsteinen, wie er uns mitteilt, während er mit den bloßen Händen mannshohe Brennnesselstauden zur Seite räumt. *Chir ruchet ...* liest er uns vor. Was das bedeute, fragt er uns. Immerhin sei er hier nicht nur der Zuständige, sondern auch Historiker und Übersetzer, wenn die Fremden kämen. *Aici odihnește ...* übersetze ich ihm den deutschen Text. Vasile ist zufrieden, er hätte sich bereits etwas Ähnliches gedacht. Es sind zwei Familiengräber, stellen wir fest. Beide im selben Stil. Im Übrigen lägen auch hier hochgestellte Persönlichkeiten, in dem einen Grab der Mann, in dem anderen seine Frau, meint Vasile und weist uns an, zu fotografieren. Wir glauben ihm. Gehorchen. Es ist sein Land. Warum man hier nicht investiere, renoviere? Zu teuer, die Finanzierung von Amerika aus. Dort sind sie jetzt alle.

Mittlerweile hat sich ein Freund Vasiles eingefunden, er besitzt anscheinend den Zweitschlüssel zur Blechbüre. Durch riesige, dick umrandete Brillengläser beobachtet er uns gelassen aus der Ferne. Wir scheinen für ihn jedoch keine besondere Attraktion zu sein. Vasile führt uns weiter über den Friedhof. Zwischen Bäumen hindurch. Hundekot. Schutt. Es geht den Abhang hinunter, zum unteren Ende des Friedhofes, der hier mit einem Zaun und den rostigen Rückwänden benachbarter Garagen begrenzt wird. Wir finden uns endächtig bei einem weiteren Grabstein ein. Davor eine Blechdose, in der ein weißer Kerzenstummel liegt. Wir befanden uns nun beim ältesten Grab dieses Friedhofs, teilt uns Vasile mit, ebenso feierlich wie ein paar Minuten vorher angesichts der fürstlichen Betreuerstabsgräber. Hier läge eine Rabbinerin begraben. Eine Frau, wie er noch einmal betont. Wir glauben ihm. Sein Land. Das Foto, das wir machen

wollen, hätte nur Sinn, wenn die Kerze darauf sei. Hier käme regelmäßig jemand her, um die Kerze anzuzünden, um zu beten. Auf dem Foto solle man das sehen. Durch die Kerze. Vasile hat Recht. Man sollte es sehen. Vasiles Freund mit der Brille ist wieder verschwunden und auch wir begeben uns Richtung Ausgang. Bei der Tür gebietet uns unser Freund noch einmal Einhalt, breitet seine Welt erneut vor uns aus. Vasile führt uns diesmal weit über die Friedhofsmauern hinaus, bis hin zu seiner Wohnung, seinem Auto. Ob er dies alles wirklich besitzt? Wir bekommen ein All-inklusive-Angebot unterbreitet: mit seinem Auto könne er uns hinbringen, wo wir wollen, und wenn wir ein wenig bezahlten, würde er uns ein richtig moldauisches Essen zubereiten. Immerhin sei er Koch in der rumänischen Armee gewesen. Bei ihm würde noch richtig moldauisch gespeist, bei Vasile äße man mit den Händen, und wie um uns den Ernst der Lage vor Augen zu führen, krempelt er sich die Ärmel auf. Unser Zug geht leider in einer halben Stunde. Leider. Vielleicht aber ein schnelles Bier? ... Danke Vasile, doch leider ... Wir mögen doch seine Handynummer einspeichern, um ihn zu kontaktieren, wenn wir das nächste Mal in Suceava wären. Gerne. Vasile – 00407436... Und wir mögen doch bitte »Ingenieur Vasile« eintippen, nein besser: »Professor Ingenieur Vasile«. Gerne. Ein kurzer Anruf, ob wir auch die richtige Nummer gespeichert haben. Ich rufe ihn an. Armer Vasile, er wird doch nicht wirklich glauben, ein Telefon zu besitzen. Es läutet. Unser Freund wirkt überrascht, trotzdem fischt er ein altes Mobiltelefon aus der Hosentasche. Es läutet tatsächlich. Ob die Autogeschichte vielleicht doch stimmt? Oder die von der Rabbinerin? Egal, wahr ist sie jedenfalls. Die Tür ist wieder zu. Danke, Professor Vasile, Servus.

man damit nun Geld verdient, bleibt uns verschlossen. Vasile hingegen scheint sich mit der Branche schon länger auseinanderzusetzen. Intensiv verhandelt er mit seinem jungen Freund auf dem Kutschbock-Brett. Dunkel ist die Haut der beiden. Gemeinsam raucht man. Wir stehen in einigen Metern Entfernung, ignoriert, westlich, fremd. Werden ungeduldig. Hier geht es nicht um Dienstleistungen für Touristen. Wann begreifen wir endlich? Als uns Vasile hereinbittet. Zu unserem Entsetzen dreht er den Schlüssel in seinem Vorhängeschloss um. Wir sind nun gefangen. Gäste in Vasiles Reich, dem Jüdenfriedhof von Suceava, der alten Fürstenstadt.

Herzlich willkommen. Zahnloser geht Rumänisch wirklich nicht. Seine ausgeprägte Gestik übersetzt uns, was unsere Ohren nicht erfassen können. Wir würden uns hier auf dem jüdischen Friedhof befinden. Wissen wir, trotzdem: Danke. Wir hätten Glück, dass wir ihn getroffen haben, deutet uns Vasile. Und er hieße Vasile, sagt er uns. Wer wir seien? Studenten. Habe er sich bereits gedacht. Aus Wien? Er wäre selbst einmal Student gewesen, hätte zwei schwierige Studien abgeschlossen und selbst unterrichtet. Wir blicken uns um. Neben der seltsamen, frisch eingemauerten, bereits rostfleckigen Metalltür, die der Haupteingang zum Friedhof zu sein scheint, hat er sich in Höhe des Schlosses eine Klopapierhalterung montiert. Frisch gefüllt. An der Innenmauer sind Nägel in die Wand geschlagen, darauf verschiedene Kleidungsstücke, Jacken, Hosen. Darunter Schuhe, Gummistiefel, altes Werkzeug. Kartonhaufen, verkohltes Holz, Reste eines Feuers. Wasser in der Plastikflasche. Bier. Zwei Hunde bellen uns an, drei weitere beobachten uns aus der Ferne. Gelassen. Wir sind Vasiles Freunde. Wir hätten Glück, ihn hier anzutreffen, weil er für die Besichtigung seines Friedhofes sehr billige Tarife verlan-

ge. Wieviel wir denn haben? Für Vasile auf jeden Fall zu wenig, wir mögen bedenken, dass man normaler Weise hundert Dollar bei der jüdischen Gemeinde bezahlen müsse. So sind sie die Juden, meint Vasile. Ich hake nach, verwundert über seine Diktion. Er selber wäre orthodoxer Christ und der Verantwortliche für den Friedhof. So sind sie, die Juden. Hundert Dollar. Er akzeptiert schlussendlich unser Gebot, als ehemaliger Student könne er sich unsere finanzielle Situation ja ausmalen. Wir zweifeln innerlich. Er bekommt einen fairen Betrag. Dürfen wir Fotos machen? Sicher, er würde uns auch zeigen, wo es Sinn hätte. Endlich Zeit, um einen Blick auf Vasiles Friedhof zu werfen. Wir sehen kaum einen geraden Grabstein. Hebräische Inschriften, verwittert, verloren. Vergessen? Nein, oft kämen Leute hierher, um den Friedhof zu sehen, meist von der ehemaligen, ausgewanderten Gemeinde. Erstaunlich genau kann uns Vasile erzählen, wie viele Juden noch in der Stadt wohnen würden: Zweihundertsiebenzig. Aber die würden seinen Friedhof nicht mehr benützen. Fünfhundert Jahre alt ist der übrigens. Große Persönlichkeiten seien hier begraben, erzählt uns unser Freund, während er uns zu zwei recht wichtig aussehenden Gräbern führt. Vasile wird ernst. Dies seien die Gräber des Arztes und des Lehrers Stefans des Großen, dem bedeutendsten Fürsten der Moldau. 15. Jahrhundert. Und langsam erst bemerken wir, dass wir die echte Welt mit der Friedhofsmauer hinter uns gelassen haben. Vor uns liegt nicht nur ein verwahrloster Friedhof mit schiefen Grabsteinen und den Gebeinen von 2000 Juden der Bukowina. Vor uns breitet sich die phantastische Welt unseres Freundes Vasile aus. Wir mögen Fotos machen. Wie wir die aus dieser Kamera herausbekommen? Mit dem Computer. Ja, er habe davon gehört. Berührt kurz das Display. Ob er hier wirklich wohnt? Aus Wien seid ihr? Also Deutsche. Na ja,

Siebenbürgen

Aus: Harald Roth, *Kleine Geschichte Siebenbürgens*, 2003.

Siebenbürgen, die Landschaft und die historische Region, liegt im südöstlichen Europa, noch zum alpin-karpatischen Raum gehörend, und wird, natürlichen Grenzen gleich, von allen Seiten von den Gebirgszügen der Karpaten (Höhe bis über 2 500 Meter über dem Meeresspiegel) umgeben: den Ostkarpaten, den Südkarpaten (oder Transylvanischen Alpen) sowie den Siebenbürgischen Westgebirgen (mit dem Siebenbürgischen Erzgebirge). Siebenbürgen umfasste in seiner historischen Ausdehnung als Fürstentum während des 16. bis 19. Jahrhunderts rund 62000 Quadratkilometer (also um etwa ein Drittel größer als die Schweiz oder die Niederlande). Die Nord-Süd-Ausdehnung beträgt 280 Kilometer, die Ost-West- Ausdehnung 310 Kilometer. Nachbarregionen sind im Norden die Gebirgs- und Waldregionen Marmarosch und Bukowina, im Osten die Moldau, im Süden die das Rumänische Tiefland bildende Große Walachei (Muntenien) und Kleine Walachei (Oltenien), im Südwesten das Banater Bergland und das Banat sowie schließlich im Westen das in die Pannonische Tiefebene übergehende Kreischgebiet. Das historische Siebenbürgen reichte - zeitweilig angegliederte Teilprovinzen ausgenommen - im Wesentlichen bis zu den Bergkämmen der genannten Gebirge.

Das Innere Siebenbürgens stellt sich als hügeliges bis bergiges Hochland (zwischen 300 bis 800 Meter über dem Meeresspiegel) dar, das nur über einige Pässe mit den Nachbarregionen verbunden ist. Ein dichtes Netz mittelgroßer und kleiner Flüsse begründet den Wasserreichtum des Landes im Karpatenbogen: Der größte Fluss ist der das Land teilende Mieresch, in den von Süden her die vereinigte Große und Kleine Kokel mündet; der Süden wird durchzogen vom Alt, der Norden vom Großen und Kleinen Somesch, alle zum Donaubecken gehörend. Siebenbürgen galt stets als ausgesprochenes Waldland: Im Mittelalter war wahrscheinlich der größte Teil des Landes dicht bewaldet; heute noch ist über ein Drittel der Region mit Wäldern bedeckt, die reich an Wild sind. Das für den Ackerbau genutzte und meist fruchtbare Kulturland ist inzwischen auf ein Viertel der Landesfläche angestiegen, war früher jedoch wesentlich geringer. Ein weiteres Drittel wird als Wiese, Weideland und für den Obstbau bewirtschaftet; hinzu kommt der für die Region charakteristische, ebenfalls seit dem hohen Mittelalter nachgewiesene Weinbau. Für die extensiv betriebene Weidewirtschaft eignen sich im Besonderen die Hochweiden der Gebirge. Sümpfe, heute gutteils trockengelegt, hatten auch in früherer Zeit keinen größeren Anteil an der Landesfläche. An Bodenschätzen sind für historische Zeit reiche Vorkommen an Steinsalz und Edelmetallen (Gold, Silber), sodann Kupfer und Eisen zu nennen, die heute jedoch weitgehend erschöpft sind. Des Weiteren sind zu erwähnen verschiedene Erze, Mineralquellen, Steine, Erden und in neuerer Zeit Erdgas und Steinkohle. Klima, Flora und Fauna weisen Siebenbürgen als eine mitteleuropäische Region aus. Es herrschen ein gemäßigtes Kontinentalklima und Westwinde vor, wobei die Unterschiede zwischen den Höchsttemperaturen im Sommer und im Winter zuweilen extrem sein können.

Historische siebenbürgische Landschaften, die sich aus der mittelalterlichen Geschichte des Landes heraus entwickelt haben, sind Grenzbereiche der Marmarosch und das Nösnerland im Norden, das Szeklerland im Osten, das Burzenland im Südosten, das Fogarascher Land, das Altland und das Hatzeger Land im Süden. Gerade der Westen war strukturell-politisch stark differenziert, so dass sich hier wohl kulturelle und ethnographische (das rumänische Motzenland, die ungarische Kalotaszeg u.a.), nicht aber historisch geschlossene Regionen ausmachen lassen. Ethnographisch bemerkenswerte Gebiete sind darüber hinaus etwa der Borgo-Grund bei Bistritz, das Tschango-Gebiet im Ghimes-Pass, das Hermannstädter rumänische Vorland (Măginime), die Gegend um Torockö im Westen, die Siebenbürgische Heide oder die Kokelregion in Mittelsiebenbürgen.

Staatliche Zugehörigkeit und Verwaltungseinteilung Siebenbürgens sollen in den folgenden Kapiteln eingehend behandelt werden. Eine ausgesprochene Hauptstadt kannte Siebenbürgen nicht: Während Weißenburg (ab dem 18. Jahrhundert unter dem Namen Karlsburg) als Bischofs- und Woiwoden- oder Fürstensitz eine Vorrangstellung hatte, traf sich die Ständeversammlung häufig in Thorenburg, Klausenburg oder Hermannstadt; die beiden letztgenannten hatten ab dem 18. Jahrhundert als Sitz des Guberniums und der Militärmusikdirektion eine hauptstadtähnliche Funktion. Kennzeichnend für Siebenbürgen ist die ausgeprägte regionale und ethnische Aufgliederung, die zur Herausbildung vielfältiger politischer, ökonomischer und kultureller Zentren führte und keinen eigentlichen „Kopf“ kannte. Die wichtigsten historischen Fernverkehrswege verliefen in Siebenbürgen in Ost-West-Richtung über Kronstadt und Hermannstadt (im südlichen Teil) sowie über den Rodnaer Pass vorbei an Bistritz nach Desch (im nördlichen Teil) und in Nord-Süd-Richtung über Desch, Klausenburg und Weißenburg nach Hermannstadt. Im Inneren des Landes besteht ein altes feingliedriges Straßennetz, das seit jeher den Ruf schlechter Instandhaltung hat. Demographische, ethnische und konfessionelle Gegebenheiten werden, da nur aus der historischen Entwicklung heraus verständlich, ebenfalls in den darstellenden Kapiteln mitbehandelt.

Der deutsche Name Siebenbürgen ist der jüngste der Landesnamen. Für das Altertum sind keine oder keine eindeutigen Namen für die Region im Karpatenbogen überliefert. Da Siebenbürgen von allen Seiten her von dichten Wäldern umgeben war (und ist), kam im Hochmittelalter (von Westen her gesehen) zunächst die lateinische Bezeichnung *ultra silvas* (jenseits der Wälder), *Ultrasilvania* und schließlich *Transsilvania* auf. Die etwa zeitgleich entstehende ungarische Bezeichnung Erdély schließt die gleiche inhaltliche Aussage ein (erdő elü) und regte den rumänischen Namen Ardeal an. Der deutsche Name Siebenbürgen kam erst mit der Ansiedlung der Deutschen im 12. und 13. Jahrhundert auf; er erschien zunächst in deutschen Heldenliedern und bezog sich anfangs nur auf die Region um Hermannstadt im Süden, später auf die ganze „Hermannstädter Provinz“ und schließlich aufs gesamte Land. Vor volksetymologischen Deutungen des Namens sei gewarnt, da die Herkunft des Namens nach wie vor ungewiss ist und Anlass zu vielerlei Spekulationen bietet. Die Nachbarn orientierten sich an allen der möglichen Namensformen: Im Türkischen heißt es *Erdel* während das Polnische wie auch andere Sprachen den deutschen Namen als *Siedmogród* „übersetzt“ haben. Die meisten westlichen Sprachen nehmen die lateinische Namensform zur Grundlage. Im heutigen Rumänischen ist übrigens zwischen *Ardeal* als Bezeichnung für das historische Siebenbürgen und *Transilvania* für alle vormals zu Ungarn gehörenden Landesteile genau zu unterscheiden. Den gleichen Wandel machte Erdély im ungarischen Verständnis mit.

Die Frage geographischer und topographischer Namen ist in Siebenbürgen eine an Komplexität wie auch an politisch-kultureller Virulenz kaum zu überbietende Problematik. Städte, Märkte, Dörfer, Weiler, schließlich Berge, Flüsse, Fluren und dergleichen mehr haben zwei, drei oder im Einzelfalle auch mehr historische Namen, die meistenteils bis heute lebendig sind. Ihre Ursprünge geben siedlungs- und sprachgeschichtlich außerordentlich interessante Aufschlüsse. Diese aber sind in einem Land, in dem die Frage der Erstbesiedlung den Kern politischer Existenz zu betreffen scheint, extrem umstritten. Spätestens seit dem 19. Jahrhundert waren Ortsnamen stets ein Thema, mit dem Politik gemacht wurde, so durch die behördliche Einführung zahlreicher künstlicher Namensformen. Die Namen haben sich mit der Staatszugehörigkeit oder einer Verwaltungsreform jedoch nicht wesentlich geändert, eine der Varianten nahm lediglich den Status der offiziellen Namensform ein. Im Alltag einer multiethnischen Region aber wird in aller Regel die Namensform der gerade gesprochenen Sprache gewählt. Im vorliegenden Überblick werden, da in deutscher Sprache verfasst, durchweg die gängigen deutschen Namen gebraucht. Für die rumänischen, ungarischen und lateinischen Namen wird auf die Konkordanz im Register sowie auf die bei den Literaturhinweisen genannten Ortsnamenbücher verwiesen.

Die Evakuierung der Volksdeutschen aus Nord-Siebenbürgen im September 1944; die Unterbringung der Flüchtlinge in Österreich und ihre erneute Evakuierung im Frühjahr 1945.

*Bericht des B. S. aus Bistritz (Bistrița), Județ Näsäud (Naßod) in Nord-Siebenbürgen.
Original, 24. Februar 1956, 16 Seiten, hschr.*

Ende März 1944 fluteten die ersten in Auflösung begriffenen deutschen Truppenverbände durch die Karpatenpässe in unsere siebenbürgische Heimat (Dorna-Rodna-Paß). Das war für uns Nordsiebenbürger ein böses Vorzeichen. Es bemächtigte sich eine Unruhe der Bevölkerung. Seit der Woche nach dem Wiener Schiedsspruch (30. 8. 40), die uns in volle Verantwortung rief, war unsere Lage nie so ernst.

Mitte April 1944 erreichte der Treck der Transnistrindeutschen unser Heimatgebiet. Rund 63 000 Menschen kamen, nach Wochen härtester Anstrengungen, mit ihren Pferdegespannen (Panjewagen), Milchkühe daran festgebunden, bei uns an. Ihr Zustand war bedauernswert. Viele Kranke unter ihnen. Auf einer großen Wiese am Schognerfluß am Rande der Gemeinde Szeretfalva lagerten sie und erfuhren unsere Betreuung. Das sowohl hinsichtlich der Verpflegung und Bekleidung als auch sanitär durch unsere Ärzte.

Das erste Zusammentreffen mit diesen Brüdern ließ unser nahes Schicksal erkennen. Vom 23. April 44 an konnte ich den Plan einer sorgfältigen Vorbereitung unserer Flucht nicht mehr loswerden. Im engsten Mitarbeiterkreis begannen die Beratungen, um im Ernstfalle eine überstürzte Flucht zu meiden². Wir machten uns Gedanken über die Art der Transportmittel und waren dabei sehr schnell der Überzeugung, daß ein Gespanntreck immer noch das sicherste Mittel sei. Als den Transnistrindeutschen im Räume Burglos (Dej) die Pferde abgenommen wurden, weil sie in Eisenbahntransporten ins Reich kamen, haben wir manche Landsleute geradezu gezwungen, Pferde zu übernehmen. Sie erkannten unsere Maßnahme nicht, und es war auch gut, ansonsten wäre eine vorzeitige Unruhe ausgebrochen.

Treckgruppen werden eingeteilt, deren verantwortliche Leiter bestimmt; Zusammenstellungen bezüglich Verpflegung, Bekleidung und dgl. fehlten auch nicht. Unsere Pläne wurden schließlich in einem erweiterten Amtswalterkreis und mit den zuständigen Stellen in Budapest (Volksgruppenführung und Reichsstellen) abgesprochen.

Die Ereignisse des 23. August 44, Kapitulation Rumäniens verbunden mit dem Durcheinander der aufgelösten Wehrmachtsteile, verfinsterten unsere Lage schlagartig. Nunmehr riefen wir die verantwortlichen Männer unserer Gemeinden auf Kreisebene (Bistritz und Sächsisch-Regen) zusammen und berieten die Lage. Dabei handelte es sich um die beiden Möglichkeiten, entweder an Ort und Stelle zu bleibens, auch dann, wenn unser Gebiet Kampfplatz wurde und unter russische Herrschaft kam, oder, sobald die zuständigen Wehrmachtkommandostellen den Augenblick für gekommen hielten, die Heimat zu verlassen. Nicht zuletzt im Hinblick darauf, daß viele unserer Männer und Söhne in den Reihen der Waffen-SS, also deutscher Einheiten dienten, wurde einmütig beschlossen, die letzten Fluchtvorbereitungen zu treffen, um abrücken zu können. Dieser schwerwiegende Beschuß wurde keineswegs leichtfertig gefaßt, waren wir doch die vorgeschobenen deutschen Menschen im Osten.

Die militärische Lage verschlechterte sich Tag für Tag. Ratlosigkeit beflogelte sich vieler Menschen. In den Strom zurückflutender Einheiten mündeten flüchtende Menschen aus

Südsiebenbürgen und dem rumänischen Altreich. Nordsiebenbürgen glich einem Heerlager. Unsere treuesten Verbündeten waren die Karpaten, ansonsten hätte die russische Armee diesen Raum überrannt.

Der mit der „Befreiung“ Südsiebenbürgens beauftragte Obergruppenführer Phleps, ein Siebenbürger Sachse, erhielt zugleich den Befehl, den Zeitpunkt unserer Evakuierung mitzubestimmen. Das war beruhigend, weil wir wußten, daß er aus seiner Verbundenheit mit Land und Menschen keine übereilte Entscheidung treffen würde. Am Montag, dem 11. September 44, war es dann so weit. Mütter mit ihren Kindern, sofern sie nicht im Treck mitziehen wollten, verließen mit dem Zug oder LKW unsere liebe Heimat. Meine Frau und fünf Kinder gehörten auch zu dieser Gruppe. Niemand von uns ahnte, daß es ein Abschied für immer sein könnte. Obergruppenführer Phleps und General Zellner hielten den Augenblick der Evakuierung aus militärischen Gründen für gekommen. Budapest riet noch abzuwarten, während die ungarischen Behörden entschieden gegen eine Evakuierung-Flucht waren. Ich fuhr nach Budapest, um die Situation zu klären. Bevor ich noch zurückkehrte, hatte Herr Phleps für den Kreis Sächsisch-Regen am Donnerstag, dem 14. September, den Befehl zum Aufbruch gegeben. Sonnabend schloß sich der Kreis Nösen an.

Trotz aller Vorbereitungen gab es zunächst ein kleines Durcheinander. Die Hauptstraßen waren von der Wehrmacht belegt, so daß unsere Trecks schwierige Nebenwege befahren mußten. Schon am ersten Tag ergaben sich z. T. Schwierigkeiten. Die Wagen waren überladen und brachen teilweise zusammen. Ich fuhr durch die Gemeinden Deutsch-Budak, Groß-Schogen, Botsch, Deutsch-Zepling, Sächsisch-Regen, Tekendorf, Dürrbach, Mönchsdorf und Heidendorf. Wo am Vorabend eine versammelte Gemeinde zum letzten Gottesdienst kam und Abschied nahm, da standen verwaiste Höfe. Brüllende Rinder liefen über Straßen und Felder, herrenlose Schweine wurden von Landsern niedergeschossen und verspeist. Zigeuner plünderten und suchten vor allen Dingen die Weinkeller auf. Die verlassenen Dörfer schrien vor Sehnsucht, der traurigste Eindruck meines bisherigen Lebens.

Tag und Nacht war ich unterwegs. Die Wagenkolonnen fanden sich besser zurecht. Es zeigte sich sehr bald, daß die Pferdegespanne sich von Kuh-, Ochsen- und Büffelgespannen absetzen mußten. Die Anfangsschwierigkeiten waren überwunden. Zu bewundern war die Haltung unserer Leute. Sie trugen ihr schweres Los im Vertrauen auf Gottes Hilfe. Gesangbuch und Bibel waren ihre treuen Begleiter, die sonntags auf offenem Felde zum Gottesdienst riefen, [so daß] die Menschen ihre Sonntagskleidung aus Truhen und Kisten holten, um Gott die „gebührende“ Ehre zu geben, wie mir ein altes Mütterchen zuflüsterte. Große Sorge bereitete die Verpflegung für Mensch und Tier. Es ist oft vorgekommen, daß für die Tiere Futter vom Felde gestohlen wurde. Alle gegebenen Versprechen verschiedenster Dienststellen blieben aus. Dadurch bemächtigte sich eine berechtigte Unzufriedenheit unserer Landsleute. Ich könnte über die vergeblichen Bemühungen und Verhandlungen ein wahres Klagelied anstimmen.. Wirkliche Hilfe gewährten uns Wehrmachtsstellen der 6. und 8. Armee. Mit deren Unterstützung konnten einige Verpflegungsstationen eingerichtet werden.

Im Sathmarer Raum angelangt, sollten wir untergebracht werden. In den Tagen erfolgten die ersten größeren Luftangriffe auf Sathmar, wo wir die ersten Todesopfer zu beklagen hatten. Die tapfere Haltung unserer Frauen kann nicht genug hervorgehoben werden. Auf den meisten Wagen waren doch nur Frauen und Kinder, hie und da ein alter Mann oder beurlaubter Soldat. Die Entwicklung der militärischen Lage gebot, weiterzuziehen, Ein Beschuß der ungarischen Regierung verbot den Übergang der Theiß. Es durfte kein Flüchtling weiterziehen. Damit entstand für uns, besonders für mich in meiner Verantwortung, eine sehr ernste Situation. Wir kamen nach Tiszafüred, wo gerade eine Pontonbrücke fertiggestellt wurde. Leider kann ich den genauen Tag nicht angeben, da meine ganzen

Tagebuchaufzeichnungen verloren sind. Es war Anfang Oktober. Rückzugskolonnen und unsere Flüchtlingstrecks stauten sich an dem Ostufer der Theiß. Der Übergang mußte ermöglicht werden. Wir zogen unsere Trecks eng zusammen. 4 Uhr morgens wurde die Brücke fertig. Zuerst wurden Hengste des staatlichen Gestütes in Sicherheit gebracht, anschließend überschritten einzelne Wehrmachtseinheiten den Fluß. Am Spätnachmittag sollten wir einen Versuch unternehmen. Ein Wehrmachtszug bildete die Spitze, und daran schloß sich unser Treck an, der nicht mehr abriß und bis in die Morgenstunden die Theißbrücke belegte. Ich werde den Augenblick nie vergessen, wie kurz vor Mitternacht meine ehemaligen Gemeindeglieder von Deutsch-Budak die Theiß überquerten und wir uns mit Tränen in den Augen mitten auf der Brücke grüßten.

Die Lebensmittelvorräte nahmen ab, und so mußte ausreichende Versorgung sichergestellt werden. In Waitzen (Vác) sollte das geschehen. Auch diesmal traten Schwierigkeiten auf. Es blieb uns nichts anderes übrig, als einen Treck zu stoppen und die Verpflegung mit Pferd und Wagen 14 Tage lang von Budapest nach Waitzen – das waren täglich 70 km (35 + 35) heranzufahren. Die Niedereidischer leisteten diesen Dienst.

Langsam aber sicher näherten sich unsere Trecks, wobei selbst die Kuh- und Büffelwagen gut durchhielten, der österreichisch-ungarischen Grenze. Hier hieß es: Halten! Die Rast war für Mensch und Tier dringend geboten.

Einzelfamilien, die mit LKW und Eisenbahn abgefahren waren, fanden wir bereits in diesem Raum. Da gab es ein zweites Wiedersehen mit meiner Familie. Während wir annahmen, daß die Eisenbahntransporte viel schneller am Ziel sein würden, bewahrheitete sich das Gegenteil. Es war schwierig, diese Transporte zu finden. Oft lag ein Zug, infolge Verstopfung der Strecke, tagelang fest. Manchmal wurde die Lokomotive nicht zur Verfügung gestellt. So kam es dann auch, daß die Zahl der Todesopfer bei den Eisenbahntransporten, infolge der Luftangriffe, größer war als bei den Trecks. Ein weiterer Nachteil stellte sich ein. Die Familien wurden z. T. völlig auseinandergerissen, da einige Angehörige in die Tscheche!, andere nach Deutschland und weitere nach Österreich kamen. So wurde unsere Planung teilweise zunichte. Die Ereignisse überstürzten sich zu sehr.

Noch befand sich der größte Teil unserer Landsleute auf ungarischem Boden, das hatte seine staatspolitische Bedeutung. Rechtsansprüche an den ungarischen Staat waren daher noch möglich. Pensionen, Renten und dgl. sollten geregelt werden. Doch bevor unsere Gedanken ausreifen konnten, sprach die Zeit eine sehr deutliche Sprache. Der westungarische Raum wurde von Militär und Zivilisten derart überlaufen, daß ein weiteres Verbleiben daselbst nicht mehr möglich war. So baten wir um Einlaß in das Deutsche Reich. Tage vergingen, bis uns endlich der Raum Niederdonau zugewiesen wurde. In Zusammenarbeit mit den Wiener Stellen teilten wir unseren Treck auf und den einzelnen Kreisen zu. Im November 44 überschritten wir die Grenze. Dabei geschah etwas sehr Unliebsames. Unsere Landsleute mußten beim Grenzübergang das Geld, die Pengö-Beträge, abgeben und sollten von Wien aus die Wechselbeträge ausgezahlt bekommen. Leider wurde dieses Versprechen nicht eingelöst. Es bedurfte langwieriger Verhandlungen, um eine Teilzahlung zu ermöglichen.

Viel schlimmer war zunächst ein anderer Umstand. Als unsere Trecks in dem zugewiesenen Aufnahmegeriebt ankamen, fanden sie die besten Plätze bereits belegt. Kleine Trecks aus Jugoslawien, Ungarn und Südsiebenbürgen waren in der Zwischenzeit an Ort und Stelle untergebracht. So kam es, daß unsere Gemeinden noch mehr auseinandergerissen wurden.

Der Vf. erwähnt im folgenden das Schicksal seiner eigenen Familie und geht kurz auf seinen Einsatz in der Betreuung der Nord-Siebenbürger Flüchtlinge im Winter 1944/45 ein.

In Nieder- und Oberdonau, Steiermark, Tirol, Tschechoslowakei, Schlesien, Sachsen und Bayern waren rund 30 000 Nordsiebenbürger untergekommen. Einige sogar in Berlin und Hamburg. Trotz aller Entfernungen und der damaligen Schwierigkeiten suchten alle in Verbindung zu bleiben, jeder wollte im Kreise seiner Freunde diese Notzeit durchstehen. Überall wohin ich kam, ob Mistelbach, Linz, Reichenberg oder Dresden, wurde mir versichert, daß unsere Siebenbürger sehr anspruchslos seien und ihr schweres Los in wahrer Glaubensstärke trügen.

Die Monate Februar und März 1945 rückten heran. Ebenso die Front. Die Gefahr, nach so weitem Fluchtweg nun doch von den Russen überrannt zu werden, lastete schwer auf uns allen. So entschlossen wir uns, aus Niederdonau noch einmal abzurücken¹. Aus dem Raum Nikolsburg, wo die Burghaller und Heidendorfer untergebracht waren, setzte sich der neue Flüchtlingstreck in Bewegung. Allerdings unter viel schlechteren Verhältnissen als seinerzeit aus der Heimat. Die meisten Menschen hatten keine Pferde und mußten per Anhalter weiterkommen. Einige kamen mit Eisenbahnzügen bis nach Bayern. Im Raum Zwettl-Gmünd, der damaligen Grenze von Nieder- und Oderdonau machten wir Quartiere. Ähnlich wie seinerzeit um Ödenburg war nunmehr dieser Landstrich übervölkert. Es fiel nicht leicht, Quartiere zu bekommen. Erfreulicherweise rückten die bereits dort ansässigen Landsleute zusammen und öffneten ihre zum Teil sehr bescheidenen Notunterkünfte ihren Brüdern und Schwestern. Laut Befehl des Gauleiters von Linz durfte niemand in den Gau Oberdonau.

Als die Kämpfe bei St. Polten und Krems wochenlang anhielten, versuchten wir wiederholt, weiter vorzurücken. Es gelang nur kleinen Gruppen (Lechnitzer u. a.). Am 25. April erfuhr ich, daß etwa 260 Siebeubürger Kinder, die in der Gegend von Reichenberg im KLV-Lager untergebracht waren, nicht weg könnten. Lehrer K., den ich sofort hinschickte, gelang es, mit dem letzten Zug diese Kinder samt den Professoren und deren Familien in Marsch zu setzen.

Der Vf. schließt seinen Bericht mit kurzen Bemerkungen über das Schicksal seiner Familie während des Zusammenbruchs und über seine Erlebnisse während der ersten Nachkriegsjahre. Er erwähnt dabei, daß nach seinen Informationen etwa 5000 Nord-Siebenbürger von den Russen überrannt und zumeist nach Siebenbürgen rückgeführt wurden.

Rumänisch: Alphabet und Aussprache

Anfangs wurde in der rumänischen Sprache das kyrillische Alphabet benutzt. Ausgehend von den Bestrebungen der Siebenbürgischen Schule wurde dieses 1860 durch ein erweitertes lateinisches Alphabet ersetzt. Dabei entsprechen alle Vokal- und die meisten Konsonantenbuchstaben jeweils genau einem Laut. Die Phonologie leitet sich teils vom Italienischen und teils vom Französischen ab. Heute umfasst das Rumänische Alphabet das Lateinische Alphabet und 5 weitere Sonderzeichen:

a, ă, â, b, c, d, e, f, g, h, i, î, j, k, l, m, n, o, p, q, r, s, ș, t, ț, u, v, w, x, y, z

Folgende Tabelle stellt die rumänischen Buchstaben dar, deren Aussprache sich von den deutschen unterscheidet:

Buchstabe	Aussprache im Deutschen
ă	Ungerundeter halboffener Zentralvokal, annähernd wie das „e“ im dt. Dschungel. (Kann akustisch einem ö wie in „Hölle“ nahekommen.)
â	hat in der Deutschen Sprache keine Entsprechung (Kann akustisch einem ü wie in „Mütze“ nahekommen.)
c	wie „k“, aber vor e und i wie „tsch“ (wie im ital. „Cembalo“)
ch (vor e oder i)	weiches „k“ (wie im ital. „Chianti“)
e	stets ein offenes „e“, auch im Wortauslaut, ähnlich dem „ä“ in „Bäcker“
g	wie „g“, aber vor e und i wie stimmhaftes „dsch“ (wie im ital. „Angelo“ oder „Gigolo“ / im engl. „gentlemen“)
gh (vor e oder i)	„g“ (wie „Garnitur“)
h	ein sanfteres „ch“ als in „Bach“ (im Anlaut)
i	unbetont am Ende eines Wortes fast unhörbar (palatalisiert), sonst „i“
î	genau wie â, die Unterschiede in der Schreibweise sind sprachhistorisch bedingt
j	stimmhaftes „sch“ wie in „Journalist“, „Garage“
r	das r wird gerollt
s	immer stimmloses „s“ (wie im dt. „Gasse“)
ș	„sch“, wie in „Asche“ (u.a. București (Bukarest) zum i siehe oben)
ț	„ts“, wie dt. „z“ in „Zunge“, (naționalitate)
v	wie dt. „w“ in „Wohnung“
y	wie „i“ (nur in Fremdwörtern), i-grec
z	immer stimmhaftes „s“ (wie in „Suppe“, im Englischen „zero“, im Tschechischen „váza“)

Einige Begriffe (vor allem für die Speisekarte)

Ardei	Paprika/Pfefferoni	Apă minerală	Mineralwasser mit
Brânză	Käse	Apă plată	Mineralwasser ohne
Carnați	Würstel	Bere la Halbă	Bier von der Pippe
Cartofi	Erdäpfel	Bere la sticlă	Bier in der Flasche
Ceafa	Steak	Bere	Bier
Ceapă	Zwiebel	Cafe	Kaffee
Ciolan	Stelze	Ceai	Tee
Ciorbă de burtă	Kuttelflecksuppe	Cola	Coca Cola
Ciorbă	Suppe	Pepsi	Pepsi
Mamaligă	Polenta	Pálinka	ungarischer Tuica
Mititei/Mici	Cevapcici	Țuică	rumänischer Pálinka
Morcovi	Karotten	Vin alb	Weißwein
Murături	Eingelegtes	Vin la pahar	offener Wein
Muschi de vită	Rinderfilet	Vin la sticlă	Wein flaschenweise
Orez	Reis	Vin roșu	Rotwein
Pâine	Brot	Pahar	Glas
Piept de pui	Hühnerbrust	Sticlă	Flasche
Porc	Schwein	Unde este ...?	Wo ist ...?
Pui	Huhn	Drum bun!	Gute Reise!
Roșii	Paradeiser	Orez bun	Guter Reis
Salată de varză	Krautsalat		
Sarmale	Krautwickler		
Şnițel	Schnitzel		
Supă	Suppe		
Tochitură	Geschnetzeltes		
Usturoi	Knoblauch		
Vacă	Rind		
Ja	Da	Guten Morgen! Bună dimineață!	
Nein	Nu	Guten Tag!	Bună ziua!
Bitte	Vă rog/Te tog	Guten Abend! Bună seara!	
Danke	Mulțumesc	Gute Nacht!	Noapte bună!
Entschuldigung!	Pardon! (im Sinn von Hoppala“)	Auf Wiedersehen!	La revedere! (klingt wie „Habedeehre“)
	Scuzăți! („Tschuigns“)	Guten Appetit! Pofta buna!	
gut	bun, bine	Poftă bună!	Mahlzeit!
Super!	Super!	Noroc!	Prost
		prost	dumm, schlecht und mehr
		Sănătate!	Xundheit!
Tramvai	Tramway	Toaletă	WC
Metro	U-Bahn	Plata, vă rog!	Die Rechnung bitte!
Autobus	Rate...	Du-te!	Zupf dich!
Troleibus	O-Bus		
Nu vorbesc românește! „Nu worbesk romaneschte!“ Ich spreche kein Rumänisch!			

Das Rumänische betont in der Regel auf der letzten oder bei längeren Wörtern auf der vorletzten Silbe, man sagt also „Mul/țu/mesc“, „No/roç!“ oder „La/re/ve/de/re“. Wenn man die wenigen vom Deutschen abweichenden Buchstaben kennt, kann man Rumänisch lesen, da es als phonetische Sprache genau so ausgesprochen wird, wie es geschrieben ist. Außerdem sind grundsätzlich alle Vokale gleich lang, Dehnlaute gibt es im Rumänischen also nur beim Jammern.